

Hessisches Pfarrblatt

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer
aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck**

Symposion in Hofgeismar zu Hans von Soden
Ein ‚Kirchenvater‘ von Kurhessen-Waldeck **55**

Pfarrer Franz Berthoud (1894–1977)
Ein Leben zwischen Anpassung und Widerstand **56**

Theodor Dithmar (1863–1948) – Ein kurhessischer
Kirchenführer in schwierigen Kampfjahren **65**

Hier ist die Pforte des Himmels –
Kirchenräume als heilige Orte **67**

Wie mit Karl Barths Theologie heute
Pfarramt zu machen ist **70**

Liebe Leserin, lieber Leser,

über Datenschutz steht nichts in der Bibel. Vielmehr werden im Buch der Bücher Namen, Herkunftsorte, verwandtschaftliche Beziehungen und sogar intime Details aus dem Liebesleben der handelnden Personen bedenkenlos öffentlich gemacht. Personenbezogene Daten werden an Millionen von Nutzerinnen und Nutzern weitergegeben, und das Ganze inzwischen sogar online und weltweit. Die Piratenpartei müsste ihre Freude an dieser Transparenz haben...

Weniger begeistert sind manche Leserinnen und Leser über die Veröffentlichung ihrer Daten im Hessischen Pfarrblatt. Natürlich hinkt die Analogie zur Bibel gewaltig. Aber seitdem das Hessische Pfarrblatt online gestellt ist, sind eben auch viele Namen und Daten von hessischen Pfarrfrauen und Pfarrern potentiell weltweit einsehbar. Und gerade in Zeiten von Facebook, Myspace oder Xing nimmt die Zahl derer zu, die sensibler werden, was den Umgang mit ihren persönlichen Angaben angeht. Um dem Rechnung zu tragen, haben wir seit der Ausgabe 3/2011 auf die Veröffentlichung der „Persönlichen Nachrichten“ im Netz verzichtet. Nun entfernen wir diese Rubrik nach einem Hinweis aus dem Kollegenkreis auch aus den älteren Ausgaben unseres Pfarrblattes, sofern sie über die Webseiten der beiden Pfarrvereine erreichbar sind.

Die Arbeit der Pfarrvereine lebt vor allem von Vertrauen und der Möglichkeit der persönlichen Verbindung. Dafür sind die „Persön-

lichen Nachrichten“ wichtig, die in der gedruckten Ausgabe weiterhin zu finden sind – es sei denn, jemand widerspricht ausdrücklich einer Veröffentlichung. Aber weil bei der Veröffentlichung von personenbezogenen Daten im Internet ein anderer Maßstab anzulegen ist – wegen der weltweiten Zugänglichkeit und der Möglichkeit des Missbrauchs durch Dritte – sind wir bestrebt, so sorgfältig wie möglich mit diesen Daten umzugehen. Und das heißt: besser keine dieser Daten online stellen! Übrigens gilt das auch für Kirchengemeinden, die sich im world wide web tummeln. Dass die „Persönlichen Nachrichten“ der Heiligen Schrift davon ausgenommen sind, ist eine andere Geschichte...

Apropos „Persönliches“ und „Geschichte“: Dass persönliche Daten auch wichtige Quellen sind, die in einen größeren Kontext eingeordnet ein Bild einer ganzen Epoche zeichnen können, wissen die Historiker. Das gilt auch für die Geschichte der Kirche im Nationalsozialismus. Die Lebensbilder von Theodor Dithmar und Franz Berthoud, die wir in dieser Ausgabe des Pfarrblattes abdrucken, zeigen dies eindrücklich, ebenso wie der Bericht über das Symposium zu Hans von Soden jüngst in der Evangelischen Akademie Hofgeismar. Diese wie alle anderen Beiträge empfehlen wir gerne Ihrer Aufmerksamkeit – mitsamt den „Persönlichen Nachrichten“. Letztere freilich nur in der gedruckten Ausgabe...

Mit freundlichen Grüßen

*Maik Dietrich-Gibhardt und
Susanna Petig*

Ein ‚Kirchenvater‘ von Kurhessen-Waldeck

Jochen-Christoph Kaiser

Im Tagungshaus der Ev. Akademie Hofgeismar erinnerte am 31.03/01.04.2012 ein Symposium an Hans Frhr. von Soden (1881–1945), der von 1924 bis zu seinem Tod als Professor für Neues Testament und Geschichte der Alten Kirche in Marburg lehrte und forschte. Gleich wichtig war ihm neben seinem wissenschaftlichen Engagement die Mitarbeit in zahlreichen Gremien seiner Landeskirche.

Besonders als der Nationalsozialismus nach 1933 versuchte, den Weg der Kirche und ihrer Theologie sowohl in den Gemeinden als auch an den Universitäten mitzubestimmen und restriktiv zu steuern, erhob von Soden als einer der wenigen regimekritischen Theologieprofessoren in Deutschland offene Stimme in zahlreichen Denkschriften und Gutachten gegen derartige Maßnahmen, die seit der Trennung von Staat und Kirche 1919 verfassungswidrig waren. Vor allem das von ihm auf Bitten der nordhessischen Pfarrerschaft erstellte Gutachten über die vieldiskutierte Einführung des sog. Arierparagraphen, der bereits für den öffentlichen Dienst galt, in die kirchliche Gesetzgebung machte ihn weit über Marburg und Kurhessen-Waldeck hinaus bekannt: Darin lehnte er die analoge Übertragung des Verbotes für jüdischstämmige Christen, als Geistliche in der Kirche zu amtieren, rundheraus ab und verwies auf den neutestamentlichen Grundsatz, dass in der christlichen Gemeinde kein Unterschied zwischen den Gläubigen ungeachtet ihrer Herkunft bestehen dürfe.

Von Soden war ein Mann des Ausgleichs mit einem klaren theologischen und ethischen Konzept, das er unbeirrt auch gegenüber staatlichen Instanzen sowie der dem NS nahestehenden Kirchenpartei der Deutschen Christen vertrat. Er agierte als Vorsitzender der Bekennenden Kirche und ihres Landesbruderrats in Kurhessen-Waldeck und als Gegenpart des Vorsitzenden des hier bis 1945 amtierenden Landeskirchenausschusses, Anstaltsleiter Friedrich Happich aus Hephata in Treysa. Zermürbt von zahlreichen Auseinandersetzungen und einem sich zunehmend verschlimmernden Herzleiden, musste er sich ab 1940 von kir-

chenpolitischen Aufgabenfeldern nach und nach zurückziehen.

Die mit etwa 35 Personen – darunter zahlreichen Mitgliedern der Familie von Soden – gut besuchte Fachtagung wurde unter Förderung der beiden hessischen Landeskirchen von Oberkirchenrat i.R. Dr. Klaus-Dieter Grunwald / Darmstadt und dem Marburger Kirchenhistoriker Jochen-Christoph Kaiser vorbereitet. Zur Eröffnung sprachen sowohl Bischof Prof. Dr. Martin Hein / Kassel als auch der Präses der Landessynode der EKHN, Dr. Ulrich Oelschläger / Darmstadt je ein Grußwort. Es folgten die Referate des Mainzer Neutestamentlers Friedrich Wilhelm Horn und des Bonner Altkirchenhistorikers Wolfram Kinzig über Hans von Soden als Vertreter dieser beiden Fächer. OKR i.R. Sigrud Bernhard-Müller, ehemalige Leiterin der Kirchenverwaltung der EKHN und Enkelin Hans von Sodens, zeichnete am Samstagabend ein persönlich gehaltenes Lebensbild ihres Großvaters und konnte dabei erstmals Fotos und Dokumente aus dem Familienarchiv der Öffentlichkeit vorstellen.

Der Sonntagmorgen war dem Kirchenpolitiker Hans von Soden gewidmet, der bereits 1937 den Entwurf für eine neue Kirchenverfassung der EKKW mit dem Bischofsamt an der Spitze vorgelegt hatte, die 1945 bzw. 1947 dann in den Verfassungsneubau der Landeskirche Eingang fand. An sich war von Soden selbst für das Bischofsamt vorgesehen, das er aber nicht mehr antreten konnte. Hierzu referierten Jochen-Christoph Kaiser und Michael Stahl, der soeben eine Dissertation über die Geschichte der Landeskirche unter ihrem ersten Bischof Adolf Wüstemann zwischen 1945 und 1965 abschließen konnte.

Das Ergebnis der Tagung und ihrer Beiträge lässt sich in vier Punkten zusammenfassen:

1. Das bleibende Erbe Hans von Sodens liegt weniger in seinen wissenschaftlichen Publikationen als in seinen Beiträgen zum Kirchenrecht und zur Kirchenpolitik; letzterer widmete er seit seiner ersten Professur in Breslau und dann ab 1924 an der Philipps-Universität besondere Aufmerksamkeit.

2. Seine innere theologische Unabhängigkeit erlaubte ihm nach 1933 offenen Widerspruch und deutliche Kritik an religionspolitischen Maßnahmen des NS-Staates und dessen Parteigängern im Raum der Kirche. Dafür bezahlte er 1934 mit zeitweiser Entfernung aus dem Amt durch den Berliner Wissenschaftsminister, der ihn Ende des Jahres jedoch überraschend wieder einsetzte.
3. In der Leitung der Bekennenden Kirche gelang es von Soden und seiner ausgleichenden Art, den Auseinandersetzungen des ‚Kirchenkampfes‘ in Kurhessen-Waldeck jene polemisch-spannungsreichen Spitzen zu nehmen, wie sie in den preußischen Kirchenprovinzen und besonders in der Ev. Landeskirche von Nassau-Hessen, der heutigen EKH, an der Tagesordnung waren. Seine alles in allem erfolgreiche Kooperation mit dem bis 1945 amtierenden Landeskirchenausschuss ersparte der heutigen EKKW harte Zerreißproben und vielleicht eine Spaltung, wie sie andere Kirchen erleben mussten.
4. Aus den Erfahrungen des ‚Kirchenkampfes‘ entwickelte von Soden seine Vorstellungen eines Bischofsamtes, das nicht allein geist-

lich-seelsorgerliche Leitung ausüben sollte, sondern auch mit breiten kirchenpolitischen Kompetenzen ausgestattet war. Das erschien ihm als Garant gegenüber künftig denkbaren Versuchen des Staates, noch einmal in die Kirche hinein zu regieren. Daraus entstand die erste, bis 1967 in Kraft bleibende Grundordnung der EKKW mit ihrer starken Fokussierung auf die Letztverantwortung des Bischofsamtes. Diese wurde erst 1967 zugunsten der Landessynode abgemildert und demokratisiert.

Die Tagung erinnerte mit Hans von Soden an einen bedeutenden Mann der EKKW, den man deshalb aus historisch-kritischer Perspektive als ‚Kirchenvater‘ dieser Landeskirche in der NS-Ära bezeichnen darf. Insgesamt ging es um Defizite, aber auch Verdienste von Sodens um Kurhessen-Waldeck in den schwierigen Jahren unter nationalsozialistischer Herrschaft. Die Referate zeigten deutlich auf, dass Wissenschaft und Landeskirche mit der Aufarbeitung des Werkes Hans von Sodens erst am Anfang stehen und manche offenen Fragen noch zu klären sind.

*Jochen-Christoph Kaiser
Steinatal 14, 34628 Willingshausen*

PFARRER FRANZ BERTHOUD (1894–1977)

Ein Leben zwischen Anpassung und Widerstand

Gernot Schulze-Wegener

Einleitung

Wer sich die Mühe macht und im Rauschenberger Pfarrarchiv nach Zeugnissen vergangener Zeiten sucht, stößt auf ein ebenso merkwürdiges wie erschreckendes Schriftstück. Es ist eine Pappe im DIN-A-5-Format mit der Aufschrift:

Juden-----
ist das Betreten
dieses Hauses
verboten-----

Auf der Rückseite findet sich ein handschriftlicher Vermerk:

„Ein trauriges Beweisstück. Von unbekannter Hand ans Pfarrhaus geheftet, von mir sofort entfernt und als trauriges Beweisstück aufgehoben. Es müsste ...in 34 oder 35 gewe-

sen sein...Rauschenberg, Berthoud, Pfarrer 29. Juli 1950.“¹

Diese Pappe, 1934 oder 1935 anonym an die Türe des lutherischen Pfarrhauses (Schloßstraße 18) geheftet, kann unterschiedlich interpretiert werden. Entweder sollte den Rauschenberger Juden das Betreten des Pfarrhauses untersagt oder der damals amtierende Pfarrer Franz Berthoud sollte als Judenfreund diffamiert werden. Um was ging es? Was sind die Hintergründe dieser Pappe? Was sind die kleinen Geschichten hinter der großen Geschichte?

Um Licht in die rätselhafte Karte zu bringen, ist es nötig, zunächst einen kurzen Blick auf die Situation der Juden in Rauschenberg im 3. Reich zu werfen:

Jüdische Familien in Rauschenberg

Der präzisen Zusammenstellung von Barbara Händler-Lachmann aus dem Jahre 1992 ist zu entnehmen, dass es in Rauschenberg Anfang der 30er Jahre insgesamt 39 Juden aus sieben Familien gab.² Darunter die verzweigte Familie Plaut mit mehreren Generationen. Es wird unterschieden zwischen der Familie Plaut, gen. Isaaks aus der Schmaleichertorstraße, der Familie Seligs aus der Schlossstraße und der Familie Mausches aus der Kraftgasse 101. Der Mann, um den es in Zusammenhang mit unserer Papppe gehen soll, ist Michael Plaut (genannt Mehl-Michels), der am 28.2.1850 geboren wurde und der Vater von Isaaks Plaut war, der in der Schloßstr. 124 wohnte. Er wird ebenso wie sein Sohn mit Lebensmitteln, Kleidung, Nähmaschinen, Fahrrädern und Drogerieartikeln gehandelt haben. Er war quasi ein unweiter Nachbar der Pfarrfamilie. Michael Plaut lag in Folge seines hohen Alters krank und musste offensichtlich mit dem baldigen Tode rechnen. Pfarrer Berthoud nun wurde durch Vermittlung der Gemeindegewester zum Sterbebett dieses Mannes gerufen, was er auch ohne Umschweife tat. Michael Plaut starb am 8. Oktober 1934 in Rauschenberg und ist auf dem jüdischen Friedhof „Auf der Wilden Struth“ begraben. Sein Sohn, seine Schwiegertochter und eine Tante sind 1936 allesamt in die USA ausgewandert. Die Töchter Hanna und Helene waren bereits dort, während seine Frau Regina, geb. Stiefel, aus Schönstadt drei Jahre später verstarb. Seine Schwester Malchen Plaut (gen. Anchils, Haus 103) ist übrigens im Januar 1936 verstorben und war 73 Jahre alt.

28 Juden sind bis 1939 ausgewandert, einige nach Spanien oder Argentinien, die meisten jedoch (überwiegend die Plauts) in die USA. 8 wurden – nachdem sie nach Frankfurt, Marburg oder Kassel gezogen waren – von dort deportiert und in unterschiedlichen Lagern umgebracht. Drei Mitglieder der Familie Plaut verstarben eines natürlichen Todes und sind in Rauschenberg begraben. Es gab zwei Auswanderungswellen: einmal 1936 und dann noch einmal 1939. Zuletzt verließ Familie Bachenheimer Rauschenberg, und zwar am 22. April 1939. Eine Ausnahme gab es: Hedwig Katz-Stiefel zog im Juli 1941 nach Barcelona zu ihrem Sohn. Das war auch gut, denn im Oktober 1941 wurde das endgültige Ausreiseverbot für Juden wirksam. Damit erlosch das jüdische Le-

ben in Rauschenberg, und m. W. kam auch niemand nach 1945 hierher zurück. Nach dem Krieg kommt eine Enkeltochter des Michael Plaut, Helene, verh. Frank, zu Wort, die die Umstände der Auswanderung und die damit verbundenen finanziellen Probleme beschreibt.

„Jemand, der nicht mehr lebt u. eine SS-Uniform trug, um sich zu schützen, sagte meiner Mutter in 1935, daß sie heute Abend an meinen Vater wollten. Wenn sie könnte, sollte sie ihm sagen, nicht nach Hause zu kommen.... Mein Vater war aber von Anfang an krank u. starb in 1952. Er konnte nie anständig verdienen... Unser Besitz in Rauschenberg, besonders das Haus u. die Stallung, war sehr unterbezahlt.“³

Interessant auch ein Bericht des Kälberhändlers Bachenheimer aus Rauschenberg aus dem Jahre 1953, der ein bezeichnendes Licht auch auf die Stimmung in Rauschenberg wirft.

„Ich betrieb ein Viehhandelsgeschäft in Rauschenberg und war spezialisiert auf den Ein- und Verkauf von Schlachtvieh, das ich jede Woche nach Marburg a/Lahn in das Schlachthaus brachte und an meine Kunden, die Marburger Metzgermeister ablieferte. Am 30. Juni 1935 wurde ein großes Schild am Schlachthaus angebracht, daß Juden der Zutritt zum Schlachthaus verboten sei. Damit war mein Geschaefft zum Stillstand gebracht und ruiniert... Persoenlich war ich sogar Drohungen und Beleidigungen schwerster Art ausgesetzt. Im Jahre 1933 hatte ich einen Verdienstaussfall von mindestens 50%, im Jahre 1934 75% und ab 1935 hatte ich überhaupt kein Einkommen mehr.“⁴

Aus dem Gesagten wird deutlich, dass sich die Karte aus einem bestimmten Grund gegen Pfarrer Berthoud persönlich richtete. Entscheidend ist die Frage, ob darüber in den Quellen des Pfarrarchivs, der Pfarrchronik oder dem Protokollbuch des Kirchenvorstands Anhaltspunkte für einen entsprechenden Konflikt zu finden sind, zumal sich die Befragung von Zeitzeugen als unergiebig erwies und keine Details zu Tage fördern konnte.⁵

Tatsächlich finden sich in dem Briefverkehr mit dem Landeskirchenamt Kassel aus dem Jahre 1934 sowie den Kirchenvorstandsprotokollen aus demselben Jahr eindeutige Hinweise auf einen Konflikt, in dessen Verlauf Pfarrer Berthoud sich mutig für Juden einsetzte und dies auch dem Landeskirchenamt gegenüber freimütig bekundete. Der als „Fall Plaut“ in den Akten geführte Vorgang hätte dem Vorgänger im Amt durchaus eine Gefängnisstrafe durch die Gestapo Kassel einbringen

können – oder Schlimmeres – zumal sich der Konflikt nicht bloß als (theologischer) Streit innerhalb des KV darstellt, sondern sich als Auseinandersetzung zwischen Kirchengemeinde und der S.A. in Rauschenberg entpuppte und mithin durchaus eine politische Dimension erhielt.⁶

Die Gestapo wird auch nicht auf sich warten lassen, wie uns spätere Briefe im Aktenordner zeigen werden.

Die wenigen Schriftstücke über den „Fall Plaut“ aus dem Jahre 1934 und die mutigen Worte des Vorgängers in dieser Angelegenheit stellen die Frage, wer dieser Mann war, wo seine theologischen Wurzeln liegen und wie ein Mann der Bekennenden Kirche, der Berthoud war, die Spannung zwischen Anpassung und Widerstand meisterte. Und: warum er nach den unerquicklichen Vorgängen und persönlichen Angriffen gegen seine Person, die durchaus eine Existenzgefährdung darstellten, dennoch bis 1956 im Rauschenberger Pfarramt blieb, also insgesamt 26 Jahre.⁷

Bevor wir im Einzelnen zu den Vorgängen des Jahres 1934 kommen, zunächst ein kurzes Portrait, soweit sich bei der spärlichen Quellenlage ein exakter Lebenslauf überhaupt rekonstruieren lässt.⁸

Biographie

Die Eltern von Franz Berthoud kommen, wie der französische Name verrät, nicht aus Deutschland, sondern aus der französischen Schweiz. Der Vater entstammt keiner Hugenottenfamilie, wie man denken könnte, sondern reiste als Prediger im Auftrag der Herrnhuter Brüdergemeine durch halb Europa und arbeitete an unterschiedlichen Stätten. Irgendwann dann auch in Böhmen, wo der kleine Jean Francois, wie er eigentlich heißt, am 11. Dezember 1894 geboren wird. Er wächst in einem gläubigen Hause mit zwei weiteren Geschwistern auf und besucht in Tschenkowitz, Ebersdorf, Reuss und Niesky die Schule. Abitur legt er ab am Pädagogicum der Brüdergemeine in Bautzen im Jahre 1912, um sich anschließend in Tübingen im Fach Evangelische Theologie zu immatrikulieren. Bei Ausbruch des 1. Weltkriegs meldet er sich am 22. 8. 1914 als Kriegsfreiwilliger und bleibt die ganzen 4 Jahre im Feld (vor allem in Frankreich), mit zahlreichsten Verwundungen (insgesamt sechs), von denen eine leichte Beinverkürzung, die er 1918 erlitt, ihn nur noch im Garnisonsinnen-

dienst arbeiten ließ. Er überlebte den Krieg im Rang eines Leutnants – im übrigen hochdekoriert: Silberne Medaille des St.-Heinrich-Ordens, Kön.-sächs. Albrechtsorden, Eisernes Kreuz II. Klasse, das Frontkämpferkreuz sowie das Goldene Verwundetenabzeichen.

Ich erwähne dies so ausführlich, weil Berthoud ein Repräsentant jener deutsch-nationalen, großbürgerlich-liberal geprägten Gesinnung war, die auf dem Boden der sogenannten „alten preußischen Tugenden“ zusammen mit einer tiefen protestantischen Frömmigkeit den Wehrdienst als Pflicht gegenüber dem Vaterland verstand (und dies im und sogar noch nach dem 2. Weltkrieg) und zugleich genau aus dieser Gesinnung eine strikte antinationalsozialistische Position vertrat, die Hitler klar als inkompetenten, ungebildeten, inhumanen Barbaren und als ein großes Unglück für Deutschland betrachtete. Ich könnte mir gut vorstellen, dass Berthoud – wäre er bei der Reichswehr geblieben – später zum inneren Kreissauer Kreis hätte dazugehören können, weil es genau diese Gesinnung war, die mit für den Widerstand unter den Stabsoffizieren verantwortlich war. Es gab in der Wehrmachtsspitze eine große Zahl sehr religiös geprägter Offiziere (katholisch und evangelisch), die Hitler zwar am Ende nicht wirklich schaden können, deren Überzeugung und Unbeugsamkeit die nationalsozialistische Führung und besonders Hitler zeitlebens unterschätzt haben.⁹

Nach dem Krieg nahm er in Leipzig und auch Marburg das Studium wieder auf, wo er am 7.12.1921 das Erste Examen ablegte. In der Marburger Zeit beginnt seine Mitgliedschaft bei der „Akademischen Vereinigung“, ein Zusammenschluss von Studenten unterschiedlichster Fakultäten, die neben der Universität eine feste Gemeinschaft mit Treffen, Themen und Ausflügen darstellte. Einer der führenden Köpfe war u.a. Adolf Reichwein, der 1944 mit den bekannten Widerstandskämpfern nach dem gescheiterten Attentat auf Hitler hingegerichtet wurde. Die Pfarrchronik zeigt, dass sich die Mitglieder dieser Vereinigung auch im Rauschenberger Pfarrhaus immer wieder zusammenfanden, um sich weiterzubilden und den akademischen Austausch sowie die persönliche Gemeinschaft zu pflegen. Seine praktische Ausbildung hat Berthoud in der westfälischen Kirche absolviert, denn das Zweite Examen, auf den 9. Mai 1924 datiert, und seine

Ordination am 29. Juni 1924 fanden in Münster statt. Am 1. Oktober 1924 heiratete er Maria Amalia, geb. Helferich, in Eisenach, die Tochter einer Studienassessorin und eines Professors für Chirurgie. Die beiden haben sich während des Studiums in Marburg kennen gelernt, weil seine Frau zeitweise auch für Theologie eingeschrieben war. Eine Tatsache, die ihr und auch ihrem Mann gegen Ende des Krieges sehr hilfreich gewesen ist. Maria Berthoud hat zeitweise den Konfirmandenunterricht und über lange Zeit auch Kindergottesdienst gehalten. „Meine Eltern waren wirklich ein Pfarrhaus-Team“, schreibt Tochter Elisabeth in einem Brief vom 12. Oktober 2006. In Münster bleibt er – nach einem praktischen Dienst in den von Bodelschwingh'schen Anstalten Bethel – zwei Jahre im Hilfsdienst, um dann 1926 seine erste Pfarrstelle in Schweinsberg anzutreten, wo er vier Jahre lang lebte. Von 1930 bis 1956 wohnte und arbeitete Berthoud dann in Rauschenberg. Es ist der größte Teil seines Arbeitslebens.

Noch in der Münsteraner Zeit – in der er eng mit der Familie von Bodelschwingh verkehrte –, wird am 16.11.1925 Tochter Elisabeth Natalie geboren.

Aus den Aufzeichnungen, die mir Elisabeth, heute verh. Krüger, zur Verfügung gestellt hat, geht hervor, dass Pfarrer Berthoud ein für heutige Verhältnisse sehr frommer Mann war. Jeder Tag begann mit einer Andacht der Herrnhuter Gemeinde, Bibellese, Fürbitten und Vater Unser. Das Haus wird als offen, herzlich und als sehr gastfrei geschildert. Die Tochter schreibt: „Ich erinnere mich nicht daran, einmal ohne Gäste oder zumindest einem der Handwerksburschen, die täglich zu uns kamen, Mittag gegessen zu haben“¹⁰ Ins Haus kamen Kinder aus Rauschenberg, sonntags auch Gemeindeglieder, die in freundschaftlicher Runde miteinander gelesen, gesungen und gebetet haben. Frau Berthoud besaß eine private Bibliothek, aus der sie gerne vorlas und aus der sie auch Bücher verlieh. Nebenbei dichtete sie und führte hin und wieder Theaterstücke im nahe gelegenen „Gasthaus zur Post“ auf. Da sie ausgebildete Lehrerin (für Biologie und Religion) war, konnte sie mit Kindern gut umgehen, singen und Jungschar halten. Viele erinnern sich bis heute an den gepflegten Pfarrgarten, der neben dem Anbau auch Treffpunkt der Jungschar war. Später kamen Flüchtlinge und Kinder ausgebombter bekann-

ter Familien, sehr oft war das Haus bis oben hin voll. Daneben auch immer wieder befreundeter Akademiker. Pfarrer Berthoud galt als gebildeter, offener, liberaler und gern gehörter Prediger. Leider sind seine Reden bis auf eine vom Konvent 1945 nicht erhalten, er bereitet sich auf Spaziergängen vor und predigte offensichtlich frei. Manchmal wurde es länger, so dass seine Frau – treue Kirchgängerin – einschlief, was der Tochter – gezwungenermaßen treue Kirchgängerin – mehr als peinlich war. Für Berthoud gab es allerdings mehr als nur die Arbeit, er konnte gut malen und zeichnen, dichten und kleine Theaterstücke für den Hausgebrauch schreiben, war doch recht unterhaltsam, verstand eine Menge von Pilzen und kultivierte mit Freude und großem Erfolg einen überdimensionalen Garten.

Persönlich wird er zwar als „braver Anhänger der Herrnhuter Brüdergemeine“ geschildert, der über viel Toleranz verfügte, andererseits aber vertrat er klare theologische Positionen und bildete sich eine eigene Meinung, die er bisweilen hartnäckig, unerschrocken und gewitzt zu vertreten wusste. Er war Anhänger Rudolf Bultmanns (deshalb vermutlich auch zum Studium überhaupt nach Marburg gekommen) und trat aus Überzeugung schon früh dem Pfarrernotbund bzw. der Bekennende Kirche bei, was ihn als Anhänger der Dialektischen Theologie ausweist, der der Ideologie der Deutschen Christen klar entgegengrat.

Der Pfarrernotbund – so weiß es die Pfarrchronik – konstituierte sich für Kirchhain 1933 in Rauschenberg. Anwesend waren die Pfarrer Heermann aus Speckswinkel und Hochgrebe aus Gemünden. 1942 trat auch der inzwischen nach Schwabendorf gekommene von Dobschütz bei. Man machte sich große Sorgen über die politische und kirchliche Entwicklung, diskutierte in relativer Freimütigkeit die Ereignisse, und Berthoud fragt, ob es denn nicht einen neuen Propheten Jeremia gäbe, der den politisch Verantwortlichen entgegentreten und so die Stimme Gottes zu Gehör bringen würde. Da ein einzelner Prophet offenbar nicht in Sicht ist, schließt man sich zum Notbund zusammen, um gefährdeten Kollegen zu helfen. M. a. W: Die Kollegen sahen sich in der Nachfolge des Jeremia und nahmen das prophetische Amt der Kirche auf diese Weise wahr.

Später wurde Berthoud Obmann der BK im Kirchenkreis Kirchhain und stand in engem

Kontakt zu Bernhard Heppe, der seit 1934 Geschäftsführer der BK in Kurhessen war und als Pfarrer in Cölbe arbeitete. Heppe wird übrigens 1939 noch einmal als Offizier eingezogen, gerät 1945 in Kriegsgefangenschaft und stirbt wenig später.

Dass Berthoud im übrigen vom Charakter her ein eher bescheidener Mann war, zeigt ein Brief, mit dem er das Ansinnen des Dekans, ihn 1937 zum Theologischen Studienleiter des Kirchenkreises zu machen, freundlich, aber bestimmt ablehnt. Hier eine paar Zeilen, die ein bezeichnendes Licht auf seinen Stil und seine Denk- bzw. Ausdrucksweise werfen:

„Ich muß Sie sehr bitten, von mir abzusehen. Ich bin der Meinung, daß es bei der Besetzung dieser Stelle oder Beauftragung mit diesem Nebenamt nur nach sachlichen Gesichtspunkten verfahren werden sollte und dann sind unzweifelhaft geeignetere, im besonderen wissenschaftlich besser durchgebildete Amtsbrüder da, um das Nebenamt auszufüllen.“¹¹

Im November 1939 wird Berthoud zum Offiziersausbildungskurs und 1940 dann zum Heeresdienst einberufen und als Oberleutnant in einem Baubataillon in Frankreich eingesetzt. Von Fronteinsätzen bleibt er allerdings verschont.

Militärdienst und Pfarramt waren für ihn keineswegs Gegensätze, so dass er auch über das Kriegsende hinaus dem Staat seine Dienste anbot. In einem Brief vom 23.8.1946 meldete er sich freiwillig zur Ablösung von „Lagerpfarrern im Feindesland“ wie es hieß. Vor allem bemüht er sich um den Kollegen Rudolf Maurer, der 7 Jahre lang von der Familie getrennt in England Dienst tat und für den er in ein Kriegsgefangenenlager zu gehen bereit war.

1951 stirbt seine Frau, die gerade in den Kriegsjahren Erhebliches an Arbeit vertretungsweise übernommen hat, wenn Berthoud selbst eingezogen und deshalb abwesend war. Frau Berthoud wurde am 26. Juni 1951 in Marburg unter großer Anteilnahme (und bei außerordentlich starkem Regen, wie viele noch wissen!) auf dem Hauptfriedhof beige-setzt. Viele Rauschenberger sind mitgegangen und erinnern sich bis heute sehr gut daran.

Die Zeit Anfang der 50er Jahre ist geprägt von zahlreichen Krankheiten, die ihm zusehends zu schaffen machten. Gicht in den Knochen und TB in der Lunge – vermutlich Spätfolgen des Kriegsdienstes – zwingen zu längeren Pausen und Kuren. In einem Brief ans Landeskirchenamt vom 12. Juni 1956 teilt er seine Be-

denken und Vorschläge mit. Weil er seit 8 Monaten seiner Arbeit – vor allem der Verwaltungsarbeit – nicht nachkommen könne, bittet er um Versetzung in eine kleinere Pfarrstelle. Religionsunterricht könne er nicht mehr geben, möchte aber der Gemeinde keine weitere Vakanz zumuten, so dass er – falls er doch bleiben müsse – nur den seelsorgerlichen und liturgischen Dienst tun könnte. M.a.W.: Er bittet um eine für ihn individuelle Gestaltung der pfarramtlichen Arbeit. Dem aber wird nicht entsprochen. Er erwägt daraufhin die vorzeitige Pensionierung.

Anfang der 50er Jahre geschieht etwas, was in Rauschenberg durchaus für Aufsehen gesorgt hat und bis heute bei den Älteren sehr präsent ist. Berthoud heiratet ein zweites Mal – ein Jahr nach dem Tod der ersten Frau – 1952 in Holzminden, und zwar die um 30 Jahre jüngere Heidi Viebrock, die als Bekannte der Familie schon Mitte der 40er Jahre recht oft aus Marburg nach Rauschenberg kam. Heidi Viebrock wurde 1922 geboren und ist in Holzminden aufgewachsen. Ihr Vater kannte die Familie Berthoud schon viele Jahre.¹²

Die Eheschließung sorgte aufgrund des Altersunterschieds schon ein wenig für Aufsehen und für Tratsch. Aber das hat meinen Kollegen überhaupt nicht gekümmert. Auch hier lässt sich seine Grundhaltung beobachten: er verfolgt seinen Weg und tut das, was er für richtig hält. Er schert sich nicht um das, was andere wohl meinen oder reden könnten. Ich möchte das jetzt nicht vertiefen, da all dies in den persönlichsten Bereich der Familie hinein gehört, aber mit einem Augenzwinkern doch anmerken, dass ihm die junge Frau in keiner Weise geschadet hat. Im Gegenteil, auch die zweite Ehe wird sein Leben bereichert haben, nicht zuletzt durch die gemeinsamen vier Kinder, die aus dieser Ehe hervorgegangen sind.

Und er hat den Krankheiten zum Trotz noch einige Jahre als Pfarrer gearbeitet, was nach dem Gesundheitsstand von 1956 schon erstaunlich ist. Zunächst war gedacht, als Pensionär ins Emeritenhaus in Marburg zu ziehen. Die Wohnverhältnisse erwiesen sich aber als ungünstig, also wechselte die Familie nach Hofgeismar, und Berthoud arbeitete als Pfarrer auf der 2. Stelle des Siechenhauses, wie die Ev. Altenhilfe Gesundbrunnen GmbH damals noch hieß. 1962 wechselte er dann noch einmal, und zwar nach Immichenhain in der Schwalm, um hier wiederum 6 Jahre pfarramt-

lichen Dienst zu versehen, bis er 73 Jahre alt ist. So lange würde heute keiner der Kollegen mehr arbeiten. Die Familie zieht mit der Pensionierung ins benachbarte Ottrau, wo Berthoud im Jahre 1977 dann 83-jährig verstirbt. Sein Grab ist bis heute erhalten und liegt in Immichenhain.

Konflikte mit der SA und im Kirchengvorstand

Kommen wir nun zurück zu den Ereignissen des Jahres 1934, die den Anlass für meine Ausführungen bilden.¹³

1934 kommt es zu einem Streit zwischen Kirchengvorstand und Pfarrer Berthoud. Ein Mitglied des KV – selbst Aktivist in der örtlichen SA – fragt ganz offiziell, ob es zumutbar sei, in die Gottesdienste zu gehen, die Pfarrer Berthoud hält. Er würde dies jedenfalls nicht mehr tun.

Was war geschehen?

Dem Kirchengvorstand kommt zu Ohren, dass Pfarrer Berthoud den im Sterben liegenden Michael Plaut – jüdischer Herkunft – besucht und diesen offensichtlich im Sterben begleitet habe. Michael Plaut war 84 Jahre alt und gehörte in die unmittelbare Nachbarschaft des Pfarrhauses. Die Pfarrfamilie wird die jüdische Familie gut gekannt und diese auch besucht haben. Plaut stirbt noch im gleichen Jahr und ist auf dem jüd. Friedhof begraben. Die sich an den Krankenbesuch anschließende Auseinandersetzung hat insofern eine mehrjährige Vorgeschichte, als die Chronik nicht nur aufkeimenden Antisemitismus in Rauschenberg vermerkt, sondern auch seit 1933 von Angriffen gegen Berthoud und seine Frau berichtet. Dies wird sich dadurch verschärft haben, dass der Kollege am 2. Ostertag 1934 zum ersten Mal ausdrücklich auch in seiner Predigt Stellung gegen die herrschende Ideologie der DC Stellung bezog und deutlich machte, dass Antisemitismus, Blut- und Bodenideologie usw. mit dem Christentum nicht vereinbar seien. Die weitere Auseinandersetzung im Spätsommer bzw. Herbst 1934 vollzieht sich in zwei Etappen.

Die *erste* ist die Diskussion innerhalb des Kirchengvorstands. Diese ist im Protokollbuch ausführlich dokumentiert.¹⁴

Berthoud wird in der Sitzung am 5.11.1934 unter Punkt Verschiedenes gefragt, ob das Gerücht wahr sei, er habe einen sterbenden Juden, nämlich Michael Plaut, besucht und in he-

bräischer Sprache mit ihm gebetet. Ein Kirchengvorsteher, der der SA angehört, sagt, dass er unter diesen Umständen nicht mehr in die Gottesdienste kommen könne und auch an keiner KV-Sitzung mehr teilnehmen würde. In der sich anschließenden kontroversen Diskussion wird gefragt, ob es für Berthoud mit seiner Dienstauffassung als Christ und Nationalist vereinbar sei, einen Juden zu besuchen.

Berthoud vertritt demgegenüber die Auffassung, dies sei allgemeine Menschenpflicht und sehr wohl mit dem Dienst als Pfarrer vereinbar, zumal auch Jesus selbst „...seiner menschlichen Natur nach, als auch der Apostel Paulus Juden gewesen seien“¹⁵. Eine christliche Gemeinde, die an so etwas Anstoß nehme, habe offenbar ein entscheidendes Stück Christentum nicht begriffen. Am Ende der turbulenten Sitzung des 5. November folgt man dem Vorschlag des SA-Mannes, die Angelegenheit von höherer Stelle klären zu lassen. Berthoud verfasst ein entsprechendes Schreiben. Der Kirchengvorstand hat Zweifel, ob das Schreiben korrekt abgefasst ist, so dass am 8.11. vom Pfarrer gefordert wird, am darauffolgenden Tag, am 9.11., eine Dringlichkeitssitzung einzuberufen, um in dieser Sache noch einmal zu verhandeln. Im Laufe dieser Sitzung werden Ton und Angriffe erheblich schärfer. Drei Kirchengvorsteher verlassen unter Protest die Sitzung. Berthoud übergibt dem dienstältesten Kirchengvorsteher die Leitung und verlässt ebenfalls den Raum. Interessant, dass niemand im Kirchengvorstand da ist, der ihm in dieser Frage den Rücken stärkt und sich seiner Auffassung anschließt. Es gibt einen Lehrer, der den Konflikt entschärfen möchte, indem er vermutet, die Juden hätten Berthoud bewusst eine Falle stellen wollen, was aber nicht weiter kommentiert oder diskutiert wird. Im Gegenteil, der Kirchengvorstand folgt der Ideologie der deutschen Christen. Der Kirchengvorstand nimmt geschlossen am Empfang des neuen Reichsbischofs Ludwig Müller teil, als dieser 1934 ins Brüderhaus Tabor in Wehrda eingeladen wird, wie die Chronik vermerkt. Dies bedeutet: Pfarrer Berthoud steht mit dem Rücken zur Wand und ist mit seiner Meinung allein. Immerhin bleibt es bei der ursprünglichen Fassung des Briefes, den Berthoud selbst verfasst hat und dem ein persönlicher Bericht des Pfarrers über die Ereignisse beigefügt ist.

Damit erreicht der Streit seine *zweite* Stufe. Das kirchliche Konsistorium soll darüber ent-

scheiden, ob Pfarrer Berthoud seine Dienstpflicht verletzt und falsch gehandelt habe. Und jetzt kommt ein ganz erstaunlicher Brief, der erstaunlichste, den ich in dieser Sache im Pfarrarchiv gefunden habe. Berthoud erklärt sich einverstanden und schreibt nach Kassel. Dort sitzt nun aber ein Bischof, Karl Theys, der weder demokratisch berufen war noch den Rückhalt der Pfarrerschaft besaß. Theys war ein von den DC gewollter und in der sogenannten „Räubersynode“ 1934 gegen den Widerstand des Pfarrernotbundes neu eingesetzter, linientreuer Bischof, nachdem der langjährige Generalsuperintendent Dr. Merzyn in vorzeitigen Ruhestand versetzt worden war. (Später einigte man sich kirchenintern nach heftigen Widerständen darauf, eine doppelte Kirchenleitung in Kassel zu installieren, Merzyn wurde zurückgeholt, durfte aber offiziell die Kirche nicht repräsentieren, sondern blieb im Hintergrund. Offiziell und nach außen hin agierte Bischof Theys.) Genau diesen muss Berthoud um Hilfe bitten. Er tut dies mit folgendem Brief, den ich Ihnen nicht vorenthalten möchte:

„Ich schicke voraus, daß ich zu den Pfarrern gehöre, die Sie in einem Schreiben gebeten haben, Ihren Dienst als Landesbischof nicht anzutreten. Ich bin Mitglied des Pfarrernotbundes und der Bekennernden Kirche... Nach meiner Meinung hat sich in der Sache eine ganz verhängnisvolle Verwirrung der Gewissen ausgewirkt. Das völkische Gewissen ist über das christliche gestellt. Die Einsicht, daß der Christ in erster Linie dem göttlichen Wort zu gehorchen hat, ist überdeckt von anderen in ihrem Wesen unchristlichen Gedankengängen... Mir ist nicht zweifelhaft, wie Ihre Entscheidung ausfallen muß und wird.“¹⁶

Die spannende Frage ist, ob die Entscheidung so klar sein würde wie eingefordert.

Die Antwort des Bischofs ist erhalten. Die entscheidenden Passagen lauten:

„Im einzelnen ist zu bemerken: Im Evangelium ist nirgends verboten, sich eines kranken Menschen, einerlei welchen Volkes er ist, anzunehmen. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter sagt uns das nicht nur klar und unzweideutig, sondern fordert geradezu zur Barmherzigkeit auf. Deshalb kann sich Herr Pfarrer Berthoud mit Recht darauf berufen und seinen Besuch bei einem sterbenden Juden Michael Plaut damit begründen... Man muß aber unterscheiden zwischen dem jüdischen Volke als Ganzes und dem einzelnen Juden, der persönlich loyal unserem Staat gegenüberstehen kann.“

Darum kann nach meiner Meinung auch der S.A.-Mann, der voll und ganz hinter dem Führer steht, ohne Gewissensbedenken die Sitzungen des Kirchenvorstands unter dem Vorsitz Pfarrer Berthouds besuchen und bei ihm in die Kirche gehen. Unser Führer verlangt von uns in der gegenwärtigen Stunde vor allem eines: wir sollen Frieden halten.“¹⁷

Der Bischof windet sich. Das wird besonders in der spitzfindigen Unterscheidung zwischen dem einzelnen Juden und dem jüdischen Volk im Ganzen deutlich. In der Sache aber gibt er dem Pfarrer gegenüber dem SA-Mann im Kirchenvorstand Recht. Das hat Berthoud vor gravierenden Schwierigkeiten durchaus bewahrt. Wer weiß, wie sich die Dinge entwickelt hätten, wenn Theys anders votiert hätte. Man hat es später als sehr merkwürdig empfunden, dass Theys von 1935 dann ganz ungebrochen weiterhin als Pfarrer bis 1954 Pfarrer der Kreuzkirche Kassel blieb. Von einer kritischen Aufarbeitung seiner Rolle ist mir jedenfalls nichts bekannt. Trotzdem: Theys hätte auch anders antworten können. Man spürt, dass ihm die Angelegenheit nicht geheuer und er durchaus im Zwiespalt ist. Er findet eine diplomatische Lösung, die den Konflikt in Rauschenberg entschärft. Theys, ursprünglich Pfarrer aus Kassel-Wilhelmshöhe, wird übrigens nicht viel später von seinem Amt zurücktreten, weil er die an ihn gestellten Forderungen (vor allem Anschluss der Hess. Kirche an die Reichskirche) nicht zu erfüllen gewillt war. In einer weiteren, außerplanmäßigen Kirchenvorstandssitzung am 23. November 1934, wird die Antwort des Landesbischofs verlesen und "zur Kenntnis genommen". Die Angelegenheit kann damit als vorläufig erledigt betrachtet werden. Von gemeinsamen Sitzungen hatten alle offenbar erstmalig genug, denn die nächste Sitzung findet erst wieder im Frühjahr 1935 statt.

Trotzdem bleibt Berthoud in den Augen staatlicher Stellen ein unsicherer Kantonist, auf den ein Auge zu werfen ist. Das geschieht dann auch. Ausgerechnet im bisher völlig unbescholtenen Ernsthausen kommt es an der Kirchentüre zu heftiger Diskussion über Briefe von Martin Niemöller, die Berthoud am Ende seiner Predigt verlesen hat. Diese waren verboten und wurden nur unter der Hand (z.B. durch Bernhard Heppel) weitergegeben.

Die Gestapo Kassel erhält irgendwann später den entscheidenden Hinweis und taucht im

Pfarrhaus auf, um seine Schreibmaschine zu beschlagnahmen. Der Bürgermeister wurde schriftlich aufgefordert, dem Pfarrer den Ent eignungsbeschluss zuzustellen. Berthoud nimmt dies nicht widerspruchslos hin. In einem Brief an den Landrat 1938 beschwert er sich und fordert die Rückgabe seines Arbeitsgeräts.

Ein kleiner Auszug aus dem Schreiben:

„Am 4. März dieses Jahres ist meine Schreibmaschine von zwei Beamten der Gendarmerie in meinem Amtszimmer abgeholt worden.

Ob mein Kollege sein Schreibgerät zurück erhalten hat, konnte ich im Staatsarchiv leider nicht ermitteln. Allerdings standen die Männer der BK unter ständiger Beobachtung. Aus den Monatsberichten der Gestapo Kassel über Maßnahmen gegenüber Geistlichen, die akribisch geführt und regelmäßig nach Berlin weitergeleitet wurden, geht hervor, dass sämtliche BK-Pfarrer erfasst und mit Regelmäßigkeit verklagt wurden. Entweder warf man ihnen Verstoß gegen das Pressegesetz oder gegen das Versammlungsgesetz vor. Gegen Berthoud kommt es zu drei Verfahren: 1935, 1938 und 1939 wegen des Verstoßes gegen des Heimtücke gesetz. Die Staatsanwaltschaft Marburg stellte die Verfahren aber jeweils wieder ein.

Man kann vermuten, dass auch die Angelegenheit mit der Schreibmaschine niedergeschlagen wurde, einesteils, weil die Vergehen doch als insgesamt harmlos eingestuft wurden, zum anderen, weil Berthoud dekoriertes Kriegsteilnehmer aus dem 1. Weltkrieg war, und die wurden von den Nazis – jedenfalls eine Zeit lang – einigermaßen respektiert. Drittens hat sich Karl Graeber, Lehrer, Organist, Ortsgruppenleiter in Rauschenberg, trotzdem Freund der Pfarrfamilie, immer wieder schützend vor Berthoud gestellt. Das hatte er bereits 1933 getan, als öffentlich bekannt wurde, dass Berthoud und seine Frau als eine der wenigen in Rauschenberg bei der Reichstagswahl nicht die NSDAP gewählt hatten und die SA daraufhin das Pfarrhaus umstellten. Nachdem Graeber interveniert hatte, mussten die Trupps unverrichteter Dinge wieder abziehen. Was 1934 geschah, habe ich eben ja ausführlich geschildert.

Die Zeit nach 1945

Aber auch die unmittelbare Zeit nach 1945 lässt Berthoud nicht zur Ruhe kommen. Ich möchte abschließend auf zwei Dinge hinwei-

sen, die ein bezeichnendes Licht auf den Kollegen werfen und seine Eigenwilligkeit und seine Unerschrockenheit noch einmal gut beleuchten.

Im Dezember 1949 wird er zusammen mit katholischen Kollegen Coerdts und dem Bürgermeister ins Rathaus bestellt und vom Bevollmächtigten der amerikanischen Militärregierung für religiöse Angelegenheiten Dr. Donovan aus Wiesbaden verhört. Warum? Weil ausgerechnet ihm, dem Freund der Juden, der Vorwurf angelastet wird, nichts gegen die Verwüstungen auf dem jüdischen Friedhof unternommen und diese auch im Gottesdienst nicht gebrandmarkt zu haben. Berthoud wird gefragt, ob er die Verwüstungen denn billigen würde? Er weist die Vorwürfe zurück und verwehrt sich dagegen, die Gemeinde durch Predigten aufzuregen. Er habe vielmehr die Aufgabe, mit der Predigt Hoffnung zu verbreiten und zu trösten. Donovan gesteht ihm dies zu, ringt ihm aber das Versprechen ab, wenigstens am Altjahrsabend dazu Stellung zu beziehen. Da zeitgleich aber auch auf dem christlichen Friedhof Spuren von Vandalismus zu sehen sind, kann eine spezifisch antisemitische Absicht nicht nachgewiesen werden. Berthoud äußert die Vermutung, dass die Zerstörungen auf das Konto auswärtiger Jugendlicher gehen könnten, die die Rauschenberger bewusst in Schwierigkeiten haben bringen wollen. Herausgekommen ist auch nach einer Ortsbegehung weiter dann nichts, so dass der Vorfall zu den Akten gelegt wird.

Ein Wort zum Verhältnis von Kirche und Kommune:

Der Ortsgruppenleiter und Lehrer Karl Graeber wird nach Kriegsende sofort verhaftet und dem Entnazifizierungsprozess unterzogen. Dazu kam er für insgesamt 3 Jahre nach einem kurzen Aufenthalt in Frankreich ins zentrale Internierungslager der Amerikaner nach Darmstadt, wo er 1947 das Urteil der Lager spruchkammer erwartet. Berthoud begleitet seinen ehemaligen Organisten zunächst brieflich: In einem Schreiben vom 9. Februar 1946 informiert er ihn über aktuelle Vorgänge in Rauschenberg, so z.B. über die Weigerung der Jugend, der freiwilligen Feuerwehr beizutreten. Sein Kommentar: *„Auch so ein Zeichen der Zeit: Ohne Kommando tut niemand mehr etwas“*. Der Brief ist auch deshalb von Interesse, weil er die politische Grundhaltung Berthouds zusammenfassend zum Ausdruck bringt: *„Ich*

ginge gern, die Deutschen zu rufen, in neuem Sinne deutsch zu sein. Treu, wahrhaftig, einander beistehend und ihre Vergangenheit wahrhaft ehrend, wo sie zu ehren ist... Die fünffache Arbeitskraft möchte ich haben, dann könnte ich etwas schaffen.“¹⁹ Nach all dem, was ich der Chronik entnehmen konnte, hat Berthoud einen LKW mit Rauschenbergern organisiert und ist im Juli 1947 nach Darmstadt gefahren, um Graeber zu unterstützen, den er als gerecht, hilfsbereit und menschenfreundlich beschrieb. Es gibt ein persönliches Zeugnis des Pfarrers, das Graeber entlasten soll. Dort heißt es: „Er hat mein wiederholtes Eintreten für die BK gegen Vorwürfe als mutig verteidigt: „noch lange nicht jeder Pfarrer träte so für seine Überzeugung ein.“ Er hatte als Organist z.B. mein Auftreten gegen den Reichsbischof Müller miterlebt. Als durch den NSLB das Ansinnen an die Herren Lehrer gestellt wurde, den Rel.-Unterricht niederzulegen, hat er das nicht nur für seine Person abgelehnt, sondern auch im Kollegenkreis gegen die Niederlegung gewirkt.“²⁰ Graeber kommt einigermaßen unbeschadet aus der Angelegenheit heraus. Er wird als „minderbelastet“ eingestuft, erhält zwei Jahre Haft mit Bewährungsfrist und kehrt 1949 in den Schuldienst zurück, nachdem er sich allerdings zwei Jahre mit Gelegenheitsarbeiten hat durchschlagen müssen. Er erkrankt einige Zeit später an Krebs und stirbt im Jahre 1953.²¹

In Darmstadt müssen die Verhörmethoden der Besatzer meinen Kollegen aufs Äußerste empört haben. Er macht seinem Unmut mit den Worten Luft „Ich lasse mir meine Glaubwürdigkeit hier nicht anzweifeln!“²² Daraufhin wird er des Saales verwiesen.

So war Franz Berthoud: ein mutiger Mann in schwierigen Zeiten.²³

- 7 Berthoud gehört zu den Pfarrern, die mit am längsten dort waren. Länger blieben nur Gerhard Heilmann (1644–1697), Johann Udam (1729–1764) und Christian Soldan (1796–1832).
- 8 Wertvoll ist ein tabellarischer Lebenslauf, den Berthoud zur Festsetzung seines Besoldungsdienstalters selbst angefertigt hat (Personalnachweisung vom 9.6.1936) sowie die Informationen, die ich mündlich von Elisabeth Krüger und seiner 2. Ehefrau Heidi Viebrock erhalten habe.
- 9 Vgl. dazu Fest, J., Staatsstreich. Der lange Weg zum 20. Juli, Berlin 1994 und Megargree, G.P., Hitler und die Generäle. Das Ringen um die Führung der Wehrmacht 1933–1945, Paderborn u.a. 2006.
- 10 Brief von Elisabeth Krüger an Vf. vom 23.1.2006
- 11 Brief Berthoud an Dekan Fischer vom 29.1.1937
- 12 Es gibt wohl eine länger zurückliegende, komplizierte verwandtschaftliche Beziehung beider Familien, die darzustellen aber zu weit führen würde.
- 13 Als Quelle dienen 1. ein Bericht, den Berthoud im November 1934 an Bischof Theys geschickt hat, sowie 2. eine Abschrift der Verhandlungsniederschrift der KV-Sitzungen im November des gleichen Jahres. Akte IV, Nr. 16 Pfarreiarchiv. 1934
- 14 Ebd.
- 15 Pfarrarchiv Akte IV, Nr.16
- 16 Brief Berthouds an Bischof Theys vom 10.11.1934
- 17 Brief von Bischof Theys an Berthoud vom 17.11.1934.
- 18 Brief Berthouds an den Landrat vom 24.5.1938
- 19 Brief Berthouds an Graeber vom 9.2.1946 (Privatbesitz Familie Schauß)
- 20 Brief Berthouds an Graeber vom 23.9. 1949 (Privatbesitz Familie Schauß).
- 21 Es wird m.W. derzeit an der Herausgabe einer Schulchronik in Rauschenberg gearbeitet, die auch das Leben markanter Lehrerpersönlichkeiten beleuchten soll.
- 22 Dieser Satz ist in der Pfarreichronik des Jahres 1947 belegt.
- 23 Der (leicht gekürzte) Vortrag ist am 5.11.2006 im Rahmen der Rauschenberger Museumslesungen und in der Marburger Geschichtswerkstatt am 6.9.2007 gehalten worden.

*Pfr. Dr. Gernot Schulze-Wegener
Kraftgasse 26, 35282 Rauschenberg*

1 Pfarrarchiv der Pfarrei Rauschenberg Akte IV, 16,1932ff.
 2 Die jüdischen Familien sind gut dokumentiert bei Händler-Lachmann, B. u.a., Unbekannt verzogen oder weggemacht. Schicksale der Juden im alten Landkreis Marburg 1933–1945 Marburg (1992), S. 183–187
 3 Händler-Lachmann, B. u.a. „Purim, Purim ihr liebe Leut, wißt ihr,was Purim bedeutet? Marburg (1995), S. 196f.
 4 Ebd. S. 78f.
 5 Weder die Frauen der Evangelischen Frauenhilfe noch die noch lebende Tochter aus erster Ehe Frau Elisabeth Krüger kann sich an den Vorfall erinnern, so dass davon auszugehen ist, dass die Angelegenheit hinter verschlossenen Türen ausgetragen wurde.
 6 Die Vorgänge sind in der Pfarreichronik des Pfarrer Berthoud unter den Jahreszahlen 1932/33 ff. dokumentiert (allerdings ohne Angabe der Seitenzahlen).

Ein kurhessischer Kirchenführer in schwierigen Kampfjahren

Michael Hederich

Nach einem Gestapobericht vom 5.12.1934 sind etwa 60 % der Pfarrer als Anhänger der „Bekennnisgemeinde“ anzusehen; nur ca. 10% bekennen sich noch offen zu den „Deutschen Christen“; die restlichen 30 % kümmern sich nicht um kirchenpolitische Fragen.¹ Ich habe in einem früheren Aufsatz (Hess. Pfarrblatt 5/2007) die Beweggründe dieser Mittelgruppe untersucht und festgestellt, dass es nicht kirchenpolitisches Disengagement, sondern vielfach wohlüberlegte Positionsbestimmungen waren.

Dass sie, von beiden Flügelgruppen mit Misstrauen betrachtet, doch erheblichen Einfluss auf den Kirchenkampf ausüben konnten, soll an dem Mann deutlich gemacht werden, der von 1915 bis zu seinem Ruhestand 1932 Metropolit (Dekan) des Kirchenkreises Kassel, von 1911 bis 1921 Vorsitzender des Pfarrervereins und von 1924 bis 1934 gewählter Präsident des Landeskirchentages (Synode) gewesen ist, an Theodor Dithmar, 1863 als Pfarrersohn in Homberg geboren².

Nach den Kirchenwahlen von 1933, die durch Aufstellung von Einheitslisten entschieden wurden und eine starke Mehrheit für die DC ergaben³, wählte der neue Landeskirchentag in seiner ersten Sitzung am 12.9.1933 den bewährten und von allen Seiten geachteten Theodor Dithmar in der Karlskirche wieder zu seinem Präsidenten. Gleichzeitig wurde zur Vorbereitung der Eingliederung in die Reichskirche und zu der in der neuen Verfassung vorgesehenen Wahl eines Landesbischofs eine einstweilige Kirchenleitung (EKL) unter dem Vorsitz von Dithmar eingesetzt (mit einer Wahl von gemäßigten Vertretern beider Seiten und zwei Landeskirchenräten)⁴.

Alle wurden auf die neue Reichskirchenverfassung verpflichtet. Theodor Dithmar erhielt die Amtsbezeichnung „Präsident“, sowohl für die EKL wie auch den Landeskirchentag (K.A.Bl.14/33). Gleichzeitig wurde beschlossen, sämtliche kirchenleitenden Befugnisse auf die EKL zu übertragen (K.A.Bl.11/33). Dithmar hat dazu in einem Vortrag vom 29.8.1944 gesagt, dass er damals „in die Bresche gesprungen sei“, da die drei Landespfarrer nicht in der La-

ge gewesen seien, zu verhindern, dass der juristische Präsident des Landeskirchenamtes Bähr (DC) auf eigene Faust Kirchenpolitik betreiben und die Kirche den radikalen DC ausliefern wollte. Er, Theodor Dithmar, habe den DC-Sprecher Paulmann als Kirchenvorsteher in Kassel kennen gelernt und gehofft, dass dieser guten Willens sei, um zu einvernehmlichen Lösungen zu kommen. (Das ist ja in der Tat geschehen, bis Paulmann deswegen von den anderen DC entmachtet wurde). Die EKL verabschiedete sofort den Präsidenten Bähr (K.A.Bl.12/33) und dankte den ausscheidenden drei Landespfarrern für ihren Dienst (K.A.Bl.15/33)⁵.

Die EKL, deren Mitglieder ihre Dienstzimmer und Sprechzeiten im Gebäude des Landeskirchenamtes (im Renthof neben dem Regierungsgebäude an der Fulda) hatten, begann sofort mit Verordnungen und Kirchengesetzen ihre Arbeit (K.A.Bl.1934,1–3), und verhandelte mit den politischen Stellen in Kassel über die vorgesehene Kandidatur von G. Mercyn für das Bischofsamt. Nachdem man hier zu einer Übereinstimmung gekommen war, verhandelte Dithmar persönlich in Berlin beim Reichsbischof und stellte dann, mit der EKL, den offiziellen Antrag für Mercyn am 30.4.1934.⁶

Völlig überraschend kam vom Kultusminister Rust am 14. Mai ein Telegramm an die EKL mit einem Einspruch gegen die Wahl (was mit der gleichzeitigen Entmachtung von Dr. Paulmann als DC-Sprecher Hand in Hand ging). Die EKL legte sofort Rechtsmittel ein und beharrte auf ihrem Vorschlag. Am 24.6.1934 begründete ein Rundbrief der DC die Ablehnung von G. Mercyn, (die offenbar von den radikalen DC betrieben worden war). Dithmar schrieb an den Gauleiter, der typischerweise bei diesen Kirchenfragen dauernd mitredete, und sagte, dass er dem Landeskirchentag nur gemeinsam mit der Vereinigung von Hessen-Kassel und Waldeck und der Bischofswahl eine Empfehlung vorlegen würde.

Durch einen entsprechenden Antrag von 19 Mitgliedern wurde aber Dithmar genötigt, trotzdem den Landeskirchentag einzuberufen, den er dann am 12.6.1934 ohne den sonst üb-

lichen Gottesdienst und entgegen dem üblichen Modus im Kasseler Rathaus eröffnete (wo er kein Hausrecht hatte und auf den Tribünen bestellte Störer dulden musste).⁷ Während Dithmar den Wahlvorschlag der EKL begründete, schlug im Gegenzug die BK die Kirchenvereinigung vor. Da sich keine Mehrheit für die Bischofswahl fand, wurde eine Vertagung vorgeschlagen.⁸ Es kam zu tumultartigen Zwischenfällen und blutigen Schlägereien, so dass Dithmar die Sitzung schließen musste.⁹

Durch einen Antrag von einem Drittel der Mitglieder wurde Dithmar gezwungen, den Landeskirchentag zu einer neuen Sitzung am 29. Juni 1934 einzuberufen, der aber beschlussunfähig war, da die EKL und die BK ferngeblieben waren. Trotzdem beschloss man auf Vorschlag von Kirchenrat Keller die Wahl von Karl Theys zum Landesbischof (der aber nie eingeführt wurde und nach einem halben Jahr wieder zurücktrat), sowie den Kirchenzusammenschluss mit Waldeck. Man setzte die EKL formell ab und installierte eine Kommissarische Kirchenleitung (Ko K L), obwohl der Vorsitzende Schade die Tagung bereits aufgehoben hatte. Man sprach der EKL das Misstrauen aus und¹⁰ beschloss weitere Sitzungen, unabhängig davon, wie viele Mitglieder anwesend sein würden.

Die EKL schrieb an die Kreispfarrer, dass sie im Amt bleiben wollte. Doch wurden ihre Mitglieder am 10. Juli 1934 durch den inzwischen eingesetzten Kirchenkommissar Dr. Richter mit einem Polizeiaufgebot genötigt, ihre Arbeitsplätze im Landeskirchenamt zu räumen.¹¹ Die EKL zog unter Protest in ein Haus der Inneren Mission in der Humboldtstraße 28½ (heute hier das neugebaute Landratsamt), war aber dadurch vom Behördenapparat und ihren Mitarbeitern getrennt worden. Sie erhebt Widerspruchsklage gegen die Zwangsräumung, der Ende des Jahres verhandelt und erstaunlicherweise von den Richtern zugunsten der EKL entschieden wurde. Am 18.5.1935 spricht sich der Gauleiter öffentlich auf einer Führertagung der Partei gegen Theodor Dithmar und die EKL eindeutig und in beleidigender Weise so aus, dass sich die EKL in einem Schreiben an alle Kirchenvorstände dagegen verwahren musste.¹²

Die EKL konnte jedoch nicht in den Renthof zurückkehren, da der Gauleiter Unruhen angekündigt hatte und staatlicherseits gegen einen Spruch des Oberlandesgerichts ein Kom-

petenzkonflikt festgestellt worden sei. Die Ko K L reagierte auch nach dem Ausscheiden von Bischof Theys weiter und erlässt ihre letzte Verordnung im Amtsblatt 7/35 mit einem Aufruf zugunsten des Tierschutzvereins.

Inzwischen hatte Hitler seinen Reichsbischof fallen gelassen und einen Kirchenminister eingesetzt, um endlich Frieden in die Evangelischen Kirchen zu bringen. Dieser Minister Kerrl hob mit einer Verordnung vom 29.11.1935 die Rechte aller kirchenleitenden Organe in den Landeskirchen auf und verfügte die Einsetzung von Kirchausschüssen, denen alle Vollmachten übertragen wurden.

Die EKL hatte sich noch am 23.11.1935 zur Notkirchenregierung erklärt und der Reichsnotkirche unterstellt. Sie erweiterte sich gleichzeitig um weitere Mitglieder und erklärte gegen alle Missverständnisse, „dass wir treu zum Dritten Reich und seinem Führer stehen“ wollten.¹³ Die EKL übernahm wieder die Kirchenführung und wurde dabei von 435 Pfarrern der insgesamt 566 Pfarrer der Landeskirche unterstützt.¹⁴

Reichskirchenminister Kerrl verhandelte in Kassel am 27.11.1935 persönlich über die Zusammensetzung des Kirchausschusses und wollte nur solche Männer berufen, die sich bisher im Kirchenkampf nicht exponiert hätten.¹⁵ Dabei war es interessant, dass der Vorschlag der EKL angenommen und sogar der Vorsitzende des neuen Ausschusses, Karl Happich, aus den Reihen der EKL kam¹⁶. Die Ko K L bekam keinen ihrer Leute in den Ausschuss hinein. Die EKL, die sich nach wie vor als legitime Kirchenleitung ansah, löste sich angesichts des von Berlin eingesetzten Kirchausschusses nicht auf, sondern erklärte ihre Aufgabe als „ruhend“. Damit erhob sie den Anspruch, jederzeit wieder die Kirchenleitung übernehmen zu können, falls der Ausschuss scheitern würde. Das erwies sich als unnötig, da der Ausschuss eine fast intakte Kirche bei Kriegsende an die neue Synode übergeben konnte.

Im Rückblick auf diese Zeit ist es bemerkenswert, dass Theodor Dithmar, ohne sich einer kirchenpolitischen Richtung angeschlossen zu haben, mit dem Vertrauen der Kreispfarrer und der Mehrheit der Pfarrer die Kirche durch die schweren Kämpfe besonnen, erfolgreich und von allen Seiten geachtet hindurchführen konnte, bis der Kirchenminister sein Wirken beendet hat. Der spätere Bischof Wüstemann hat Frau Dithmar in einem Beileidsschreiben

versichert, dass Theodor Dithmar „eine exponierte und oft bedeutsame Stellung in der Geschichte der Landeskirche“ gehabt habe. Die Marburger Theologische Fakultät hatte Dithmar schon vor 1933 den theologischen Ehrendoktor verliehen. Sein besonnenes Wirken hat seinerzeit verhindert, dass die Kurhessische Kirche schon 1933 unter dem Ansturm der DC auseinandergebrochen wäre.

- 1 Gestapo Kassel 22/194 in M. Hederich, Im Würgegriff der Diktatur, Ziegenhain 2000, S. 53
- 2 1886 ordiniert, Pfarrer in Verna, Wahlshausen und Schmalkalden, seit 1925 Metropolitan in Kassel-Wilhelmshöhe; verheiratet mit Bertha geb. Wigand, zwei Kinder; gestorben in Homberg 1948.
- 3 M. Hederich, K. B. Ritter, Kassel 2010, S. 35 ff
- 4 Dr. W. Paulmann, Sprecher der DC, Amtsgerichtsrat Schade (DC), Pfr. W. Köhler (BK), geistl. Kirchenrat G. Mercyn; jurst. Kirchenrat E. Gerlach

- 5 Heinrich Möller (1864-1939), Otto Dettmering (1867-1949), Karl Fuchs (1867-1940), alle zurückgetreten am 9.9.1933
- 6 H. Slenczka, Die evgl. Kirche etc., Göttingen 1977, S.42 ff
- 7 H. Slenczka, a.a.O. S.69
- 8 K. Meier, Kirchenkampf I, Halle 1976, S. 414 ff
- 9 Bericht von Ritter in M. Hederich, Ritter, S. 48
- 10 J. Gauger, Chronik, Elberfeld 1938, S. 234 f
- 11 H. Slenczka, a.a.O., S. 53 ff; über Gerichtsverhandlung und Urteil S. 66 ff
- 12 Slenczka, a.a.O. S. 83 ff
- 13 M. Hein, Kirche im Widerspruch, Darmstadt, 1996, S. 191
- 14 K. Meier, a.a.O. S. 300
- 15 Ausführlich M. Hederich, Würgegriff, S. 124 ff
- 16 Vorgesehen waren: K. Bücking, G. Schmidmann, F. Hap-pich, K. Strippel, H. von Soden, B. von Kaller und J. Steinweg, sämtlich BK oder nahestehend.

Michael Hederich, Bergstraße 19,
34292 Ahnatal

HIER IST DIE PFORTE DES HIMMELS

Kirchenräume als heilige Orte

Wolfgang Max

Menschen haben das Bedürfnis nach besonderen, herausgehobenen Orten, zu denen in besonderer Weise Kirchen zählen. Was macht den Kirchenraum zu einem besonderen Raum? Inwiefern sind Kirchen, zumal evangelische, heilige Orte? Pfarrer Wolfgang Max hat im Rahmen einer Tagung zum Thema Kirchenraum solche Fragen diskutiert.

Am 22. Sonntag nach Trinitatis 1771 weihte der Knittlinger Spezial (= Spezialsuperintendent = Dekan) Magister Christoph Kausler die neue Kirche in Oberacker im Kraichgau; am 4. November 1771 berichtete er darüber an den herzoglichen Hof in Stuttgart. Seine Predigt ging über das Bibelwort „1.B: mosis cap. XXVIII, vom 16ten vers bis auf die erste helfte des 19ten verses, da nun Jacob vom Schlaf erwachte – bethel – eine dieser Handlung gemäße Predigt.“

Der Predigttext lautet nach der heute gebräuchlichen Lutherübersetzung:

Als nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Fürwahr, der HERR ist an dieser Stätte, und ich wusste es nicht! Und er fürchtete sich und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels. Und Jakob stand früh am Morgen auf und nahm den Stein, den er zu seinen Häupten gelegt hatte, und richtete ihn auf zu einem Steinmal und goss Öl oben darauf und nannte die Stätte Bethel.

Der Bibelabschnitt ist ein Teil der Jakobs-geschichte und handelt von der Flucht Jakobs vor seinem Bruder Esau. Völlig unerwartet und unvorbereitet hat Jakob, der Betrüger des Vaters und des Bruders und Liebling der Mutter, in der Nacht eine Gotteserfahrung, in deren Mitte der Traum von der Himmelsleiter steht. Gott nimmt Verbindung auf zu dem, der es nicht verdient hat, und er gibt ihm die Zusage, mit ihm zu sein und ihn zu behüten. Jakobs Reflex auf dieses Widerfahrnis ist der erschrockene Ausruf: „Wie heilig ist diese Stätte, hier ist nichts anderes als Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels.“ Dieser Satz wird schon früh auf den christlichen Kirchenraum bezogen. Im benediktinischen Antiphonale des Mittelalters ist er Grundlage der Antiphon zum Introituspsalm an Kirchweih: „Terribilis est locus iste: hic domus dei est, et porta coeli.“ Hinzugefügt wird: „Et vocabitur aula dei“, auf deutsch: „Sein (des Ortes) Name ist: Wohnung Gottes“ (Übersetzung: Schott, Messbuch der heiligen Kirche, Beuron 37. Auflage 1934 S. [63]).

Terribilis est locus iste. Über dem neoromanischen Portal zur Abteikirche zu Murbach im Oberelsaß ist so übersetzt: „Wie erschrecklich ist dieser Ort.“ Im hebräischen Urtext steht (nicht das Wort für heilig, das uns in Jesaja 6

begegnet, sondern es heißt) ma nora – „wie furchterregend“ (R. Gradwohl) „schauerlich“ (Buber-Rosenzweig). Zur Furcht führt R. Gradwohl unter Berufung auf die rabbinischen Autoritäten aus: „Das inadäquate Verhalten (=Schlafen) erregt Jakobs ‚Furcht‘, ‚er hat sich möglicherweise nicht mit Anstand und Zurückhaltung an diesem Ort bewegt‘ (R. D. Kimchi). Jedenfalls wurde er ‚von Gottesfurcht ergriffen, oder es überkam ihn ein religiöser Schauer‘ (A. B. Ehrlich ...). ‚Seine Furcht ist nicht die Furcht vor Strafe, sondern ein Gefühl der Ehrfurcht‘ (R.J.Z. Mecklenburg ...)“. (R. Gradwohl, Bibelauslegung aus jüdischen Quellen Band III Stuttgart 1988, S. 53).

Noch in der Agende der Evangelischen Landeskirche in Baden von 1965 ist der 17. Vers des 1. Buchs Mose, Jakobs Ausruf, Antiphon zum 84. Psalm, dem Psalm des Kirchweihfests. Erst das Evangelische Gottesdienstbuch aus dem Jahr 2000 ersetzt den Vers durch 2 Verse aus dem Kirchweihpsalm selbst: „Gott, unser Schild, schaue doch; sieh an das Antlitz deines Gesalbten. Denn ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als sonst tausend. (Ps. 84,10-11a).“ Ist im Durchbrechen der überkommenen Tradition ein später Reflex zu sehen, der aus der Zurückhaltung und manchmal auch Ablehnung des Protestantismus gegenüber einer Rede von heiligen Orten kommt?

Ehe wir der Frage nachgehen, woher die Problematisierung heiliger Ort rührt, Weniges zum Begriff der Heiligkeit: Im biblischen Denken ist Gott der Heilige. Gottes Heiligkeit führt im Menschen zur erschreckenden Erkenntnis der Ungleichheit (Jes, 6,5; Luk,5,8), aber es gibt auch eine von Gott empfangene Heiligkeit von Personen, Orten und Dingen (Im Alten Testament gibt es z.B. die heiligen Engel, Gottes heiliges Volk, der Priesterstand, die Bundeslade, den Tempel, im Neuen Testament die Gemeinde Jesu, die Apostel und Profeten, die Märtyrer; im NT tritt „das Heilige“ zurück, immerhin aber bleibt Jerusalem die heilige Stadt, darüber hinaus kann alles, was Gott geschaffen hat, geheiligt werden durch das Wort Gottes und Gebet (1. Tim. 4,4f).

In der Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs, 1965, fand in Bad Boll eine evangelische Kirchbautagung statt, bei der der Neutestamentler Eduard Schweizer feststellte: „Nichts ist im Neuen Testament heilig im Gegensatz zu einem profanen Bezirk bzw. besser gesagt, alles ist heilig, nichts mehr ist profan, weil Gott die

Welt gehört und weil die Welt der Ort ist, an dem man Gott preisen und Gott Dank erweisen soll.“ Es gibt also kein drinnen und draußen oder, um es mit einem Psalmwort zu sagen „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen.“ (Ps. 24,1). Wenn ich eine Kirche besuche, stehe ich darin auf demselben heiligen Boden wie auf der Straße, mitten im Verkehrslärm und Trubel des Alltags.

In der Konsequenz der Bad Boller Kirchbautagung kam es zur Abkehr von dem Konzept Kirche und der Hinwendung zum Konzept Gemeindezentrum mit mehreren funktionalen, einander gleich geordneten Räumen ohne feste Einrichtung und ohne Turm. Der Herauslösung der Gottesdienstgemeinde aus der Welt an einen gesonderten Ort der Gottesbegegnung gegenüber wurde das Hineingehen in die Welt und in die Weltverantwortung betont. Schwellenängste zwischen drinnen und draußen sollten abgebaut werden. Die Problematisierung der substantiellen Heiligkeit von Räumen ist allerdings keine Erfindung der 68er Generation, sondern mindestens so alt wie die Reformation. Luthers reformatorische Entdeckung des gnädigen Gottes aus der Lektüre der hl. Schrift macht für ihn dezidiert die Schrift zum Ort der Begegnung mit dem heiligen Gott. So kann er sagen: „Wo das wort klingt, do ist Gott, do ist sein hauß, und wen ehr auffho(e)rt zcu reden, ßo ist auch nymmer sein hauß do. Wen ehr auch klunge uff dem dach adder under dem dach, und gleich uff der elbbruckenn, ßo ists gewiß, das ehr do wohne“ (WA 14,386f. zit. nach Franz-Heinrich Beyer, Geheiligte Räume Theologie, Geschichte und Symbolik des Kirchengebäudes, Darmstadt 2008 S. 83).

Luther ist ein Meister der Pointierung, wenn es darum geht, seiner Lehre Ausdruck zu verleihen; in der Praxis des Umgangs mit den überkommenen Kirchen, geht er jedoch andere Wege. Selbstverständlich findet in aller Regel der Gottesdienst in Kirchen statt und nicht unter dem Dach und nicht auf der Elbbrücke, auch nicht in den Vorlesungsräumen der Universität, was für einen Professor der Theologie durchaus ein möglicher Ort hätte sein können. Oft werden für den lutherischen Gottesdienst nicht nur die Kirchengebäude, sondern auch die vorhandenen Altäre, Kanzeln und Taufsteine weiter verwendet und Martin Luther selbst weiht mit der Schlosskirche zu Torgau eine Kir-

che, die geradezu zum Prototyp evangelischer Kirchen geworden ist.

Jeder Ort ist Gottes Ort, auch wenn mir das gar nicht bewusst ist. An jedem Ort kann Gottes Nähe Menschen wie Jakob ergreifen, erschrecken, ermutigen, trösten. Können wir dennoch von der Heiligkeit von Kirchenräumen sprechen – und das auch nach dem Gottesdienst, wenn Schriftlesung und Predigt verklungen sind, wenn nicht mehr gebetet wird, wenn Taufe und Abendmahlsfeier beendet sind, wenn das Licht der Kerzen gelöscht ist? Sind auch Kirchen, in denen schon längst kein Gottesdienst mehr gefeiert wird, die in der Reformationszeit oder in der Zeit der Säkularisierung oder auch in jüngster Zeit profaniert wurden, heilige Orte?

Eine bejahende Antwort finde ich zuerst nicht in der evangelischen Lehre, sondern in der evangelischen Praxis: Vielerorts wurden Mehrzweckräume nachträglich „sakralisiert“, mit Kunst ausgestattet, die Prinzipalstücke bekamen feste Orte, anstelle der elektronischen Orgel wurde eine Pfeifenorgel angeschafft, z.T. auch Glockenträger. Zu Trauungen suchen sich die Menschen Kirchen, selbst wenn sie dezidiert Freikirchen ohne sakrale Gebäude angehören. Es gibt Menschen, die in profanierten und ruinierten Kirchen die Erfahrung eines besonderen Ortes haben. Gottesdienste in idyllisch gelegenen Kirchenruinen, wie z.B. der Ruine der St. Barbarakirche in Karlsbad – Langensteinbach finden großen Zulauf. Menschen messen Räumen, sogar zerstörten Räumen Heiligkeit zu, auch wenn die Theologie uns erinnert: Der Ort Gottes ist die Welt. Der Ort, an dem dir Gott begegnet, ist Jesus Christus, ist der Mensch, der Dich braucht. Der Ort Gottes bist du selbst. Paulus: Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? (1Kor 3,16)

Was könnte es uns erlauben, theologisch verantwortet im Gefolge von Mag. Kausler Jakobs Ausruf von der heiligen Stätte auf das Kirchengebäude zu beziehen? Lassen Sie mich eine Antwort versuchen, die ich selbst als vorläufig und tastend empfinde.

1. Gott ist ein Gott der Stille und des Schweigens, ihm zugeordnet ist die Stille der Menschen und des Tempels (Ps. 62,2 Nur auf Gott zu ist stille meine Seele [BR]; Habak. 2,20 Der Herr ist in seinem heiligen Tempel, es sei still vor ihm alle Welt).

Martin Luther sagt: *Gleich wie die Sonne in einem stillen Wasser gut zu sehen ist und es kräftig erwärmt, kann sie in einem bewegten, rauschenden Wasser nicht deutlich gesehen werden. Darum, willst du auch erleuchtet und warm werden durch das Evangelium, so gehe hin, wo du still sein und das Bild dir tief ins Herz fassen kannst, da wirst du finden Wunder über Wunder.*

Die Kirche ist ein Ort der Stille, sie hat Anteil an der Stille Gottes, nicht der Grabesstille, sondern der knisternden Stille des stillen und sanften Sausens, das der Profet Elia erlebt, einer Stille, die aufmerken lässt (1. Kg.19,12).

2. Gott tritt aus der Stille heraus und spricht. Seine Gemeinde sammelt sich im Hören. Die Kirche ist der Ort, an dem das Evangelium laut und vernommen wird. Was erklingen ist, klingt nach im Raum. Es bleibt zeichenhaft gegenwärtig in der aufgeschlagenen Bibel, in der Kanzel und in den Bänken (Sitzen) der Gemeinde.

3. Gott handelt in den Sakramenten. In der Kirche wurde getauft und das heilige Abendmahl gefeiert. Der Zuspruch der Gnade und des Mitseins Gottes kommt bleibend zum Ausdruck im Taufstein und im Altar. Was zugesprochen und zugeeignet wurde, bleibt mit Taufstätte und Abendmahlstisch auch nach dem Gottesdienst ausgedrückt.

So hat der Kirchenraum Hinweischarakter auf den Heiligen Gott und der Heilige Gott steht in Verbindung mit dem Raum. Er ist – in Anlehnung an Hebr. 8,5 – Schatten des Himmlichen. Er ist Pforte des Himmels, Ort, an dem zum Ausdruck kommt: Hier ist der Himmel offen, hier berührt der Himmel die Erde mit der Stille, die aus Gott kommt, mit dem Evangelium, das vom Himmel kommt, in der Taufe, die Jesus Christus eingesetzt hat und im Himmelsbrot, das er selber ist. Das Himmelsbrot hat einen guten Nachgeschmack. Der Kirchenraum kann den würzigen Nachgeschmack der Gegenwart und Güte Gottes in sich tragen. Und er gibt gleichzeitig einen Vorgeschmack auf das, was kommt, das „Hochzeitsmahl des Lammes“ (Offb. 19,9) und die Hütte Gottes bei den Menschen (Offb. 21,3).

Die Kirche als heiliger Ort, als Haus Gottes, als Pforte des Himmels ist Symbol der transzendenten Wirklichkeit, Hinweis auf den Gott, „der ist und der war und der kommt“ (Offb. 1,4 Ü: F. Stier). Der amerikanische Religionsphilosoph Louis Dupré schreibt: „Alle Symbole übersteigen unser gewöhnliches Wahrnehmen

dessen, was sie repräsentieren und vergegenwärtigen ... Im religiösen Symbol bleibt das Bezeichnete auf immer außerhalb unserer Reichweite, und es ist der Akt des Symbolisierens selbst, der die Diskrepanz zwischen Darstellung und Inhalt, Gestalt und Gehalt akzentuiert.“

Dupré unterscheidet Heilig und Profan auf folgende Weise: „vielmehr ließ sich mit den religiösen Symbolen *innerhalb* der einen Sphäre des Wirklichen unterscheiden zwischen dem, was im umfassenden Sinne wirksam, mächtig und bedeutungsvoll ist: das *Heilige* – und dem, was nicht so wirklich, was nur für den Augenblick und letztlich nur im oberflächlichen Sinn da ist: *das Profane*. (Louis Dupré, *Symbole des Heiligen, Die Botschaft der Transzendenz in Sprache, Bild und Ritus*, Freiburg 2007, S. 16f). Dietrich Bonhoeffer unterscheidet zwischen Letztem und Vorletztem. Das Symbol weist auf das Letzte. Bonhoeffer war jedoch wichtig, Verantwortung für das Vorletzte, für die Welt zu übernehmen. Dieses Vorletzte bekommt seinen Sinn und seine Wertigkeit durch das Letzte. Unsere Welt braucht die Kirchen als Hinweise auf das Letzte, damit das Vorletzte in gutem Maß Wert und Würde hat. Es bedarf

der exemplarischen Heiligkeit von Kirchenräumen, damit uns nicht aus Versehen letztlich nichts mehr heilig ist und der Profanität, Banalität und Zerstörung anheim gegeben wird. Wir brauchen die Kirchen als besondere und heilige Orte, damit von ihnen Wertigkeit ausstrahlt auf die ganze Welt. Aus dem Zeugnis des Johannesevangeliums höre ich zwei Anklänge an die Geschichte von Jakobs Traum:

1. Jesus sagt: Ich bin die Tür. (Joh. 10,9) In Christus „ist die Pforte des Himmels nun offen zu sehen.“ (Gerhard Tersteegen in dem Weihnachtslied: Jauchzet ihr Himmel, frohlocket ihr Engel in Chören)

2. Jesus sagt: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren über dem Menschensohn. (Joh. 1,51)

Wo der auferstandene Christus gegenwärtig ist, da tun sich die Pforten des Himmels auf. In der Kirche, dem *kyriakon oikon*, dt. Haus des Herrn, Haus des auferstandenen Christus, öffnet sich der Himmel, weil und insofern Christus hier seinen besonderen Ort hat.

Wolfgang Max, Ittersbach
aus: *Badisches Pfarrvereinsblatt* 2/2011

ALLTAGSRELEVANT UND GEWINNBRINGEND

Wie mit Karl Barths Theologie heute Pfarramt zu machen ist

Michael Landwehr

Als ein junger Mann in einer Versammlung von Pfarrern Karl Barth entgegenhielt: „Herr Professor, Sie haben Geschichte gemacht, aber nun sind Sie auch Geschichte geworden. Wir Jungen aber sind im Aufbruch zu neuen Ufern!“ und dieser auf dessen Aufforderung „Wie schön, das höre ich gern, erzählen Sie uns etwas von diesen neuen Ufern!“ rein gar nichts zu erzählen vermochte, konnte man wohl noch kaum erahnen, dass fast ein halbes Jahrhundert später sich im Grunde nichts an dieser Sprachlosigkeit unter jungen Theologen geändert zu haben scheint, jedenfalls meines Erachtens nicht wirklich hinsichtlich real substantiell neuer Ufer.

So darf zu Recht die andauernde Bedeutung der Theologie Karl Barths auch für die Fragen der Gegenwart wieder einmal betont werden. Nichts anderem versucht das von Michael Trowitzsch, bis Sommersemester 2010 Professor

für Systematische Theologie in Jena, vorgelegte Buch „Karl Barth heute“ (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, 565 Seiten) in der Weite seines Denkens und der Tiefe akribischer Genauigkeit nachzuspüren, in dem es höchst belesen vom hochaktuellen, über die Moderne hinausführenden theologischen Denken Barths zu erzählen weiß: „Ich will auch die Einschätzung nicht verhehlen, dass Barths Theologie nach meiner Erfahrung der leeren fröhlichen Fahrt der Moderne und Postmoderne und ihrem rasanten Verschleiß, dem nervösen Löschen der Unterschiede, auch ihren faulen, als Reichtum ausgegebenen Vieldeutigkeiten, glücklicherweise erheblichen Widerstand entgegensetzt.“

In dichter und verdichteter Sprache gelingt es ihm, in vorzüglicher Weise praxisrelevant und gegenwartstauglich – quasi als Leitmotiv – der Frage nachzugehen, wie sich von den bi-

blischen Texten ausgehend wesentliche „Impulse seiner [Barths] Theologie forttragen in unsere Gegenwart“. Aus meiner in freiberuflich selbstständiger Haltung ausgeübten pfarramtlichen Tätigkeit einer schweizerischen Kirchgemeinde im Tourismusgebiet empfangen ich vielfältige Hinweise aus der 565-seitigen, umfangreichen und anspruchsvollen Darstellung und Auseinandersetzung mit dem Lebenswerk Karl Barths für meinen alltäglichen Dienst. Sie nimmt mich mit auf eine Entdeckungsreise ganz gewinnbringender und erquickender Art, wenn ich mich denn mit langem Atem wieder neu auf die großen Themen der Theologie aus Hermeneutik, Exegese, Gotteslehre, Versöhnungslehre, Dank, Eschatologie einzulassen gewillt bin, um als beschenkt Bereicherter nach dieser Erkundung fröhlich meine Straße weiterzuziehen, weil meine Aufmerksamkeit während der Entdeckungsfahrt behutsam auf die wesentlichen Dinge gelenkt worden ist, die mir im Alltagsprozess bisweilen abhanden und aus dem Blick zu kommen scheinen. Ich erfahre also, wie bei einer gesunden Bergtour auch, meine persönliche Eichtung neu.

Und davon vermag mein Umfeld und ich selbst wohl am meisten profitieren. Ein Leseaufwand, der also weit mehr Frucht hinterlässt, als dass er Mühen kostet.

Wir haben dieses Buch denn auch einem „TourGuide“ zu verdanken, der sich in den vielfältigen Facetten des theologischen Lebenswerks Karl Barths auf das genaueste auskennt und es behutsam zu begehen weiß. Dabei kommen im Gespräch mit dieser Theologie aber auch zahlreiche andere Stimmen aus Philosophie, Literatur und Kunst zu Wort, die darin einbezogen werden. Trowitzsch gelingt es, diese Stimmen so einzubeziehen, dass sie als Mit- oder Gegenspieler, zur Bereicherung und Illustration des Gleichlautenden oder aber zur scharfen Abgrenzung des unvereinbaren Kontrasts zur Geltung kommen. So ergibt sich ein farbenfrohes Bild, ein reich orchestriertes Werk, das staunenswert breit alltagsrelevant daherkommt, ohne eben im Elfenbeinturm theologischer und sprachlicher Versteigungen versauern zu müssen, vielmehr wirkliche Entdeckungen bereithält.

So ist zum Beispiel im Kapitel über den Dank als „Grundbestimmung menschlichen Daseins“ zu lesen, dass die Neuzeit durch einen sich unbedingt und alternativlos gebenden „Willen

zu Macht“, einer „Macht an sich“, gekennzeichnet sei, deren Wesen die „Technokratie“ ist: „Es handelt sich [...] in der Technik um eine wuchernde Willenserscheinung, um ein sich bedingungslos aufsteigerndes, in sich haltloses, schwer oder gar nicht wieder einzufangendes Energie- und Machtphänomen.“ Wird dabei also das „Problem der Technik“ harmatologisch-anthropologisch lokalisiert, nämlich in der „Sünde des Sünders“, so ist es evident, dass dessen „Lösung“ nicht vom Sünder, sondern nur von einer der Wirklichkeit der Sünde überlegenen Wirklichkeit zu erwarten ist: „Ohne die Erkenntnis der Gnade Gottes werden wir [...] etwas anderes als die Macht, unsere eigene Macht, nicht lieben können.“ Mit dieser Erkenntnis beginnt der Mensch zu hassen, was er zuvor so sehr geliebt hat, um so „zu erschrecken vor unserer eigenen Macht und ihrem Vermögen.“ Die Inanspruchnahme der Gnade Gottes befähigt hingegen den Menschen, den lebensdienlichen Gebrauch der Macht recht als Akt der Dankbarkeit einzusetzen, eine von Gott bewirkte und von ihm gewährte echte Alternative zur neuzeitlichen „fatalen Figur einer incurvatio in se ipsum einer Groß-Subjektivität“. Dankbarkeit in diesem Sinn von Barth her und im Anschluss an die Neuzeit-Philosophie Martin Heideggers zu denken, ist genau jener Augen-Blick, den Trowitzsch dem geeigneten Leser neu zu sehen lernt, indem er ihn auf der Tour durch die Theologie Karl Barths in diesen gegenwärtigen Zeiten in den Augenblick Gottes führt, gleichförmig werden lässt, um mit den Augen Gottes blicken zu lernen und im Blick Gottes seine Augen neu geschult zu bekommen.

Dass so zu Denken bisweilen Widerstand provoziert, liegt im Wesen dessen begründet, der Widerständigkeit par excellence verkörpert und um den Trowitzsch biblisch korrekt im weiteren zu kreisen beginnt, Jesus Christus. So ist „Dank“ entgegenzubringen „für etwas Einfaches: dafür, dass Gott in Christus da ist, für sein reines, situationsbestimmendes, grundstimmendes, unerschöpfliches Heute. Mit seinem Sein gibt Jesus Christus meine eigene und die Situation der Welt vor, er setzt die Koordinaten des Wirklichen. Durch Anwesendsein auch in Finsternis und Tod rettet er heraus, durch auch durch Tod und Sünde nicht zu beirrende, von der vehementen Bejahung nicht abzubringende Gegenwärtigkeit – in der Fülle der Zeit, in der leibhaftigen Fülle der Gottheit

(Kol 2,9). Der Dankbare lässt also vor allem die bergende große Situation sein [...]. Auf dieses Seinlassen versteht er sich.“ Trowitzsch zitiert denn auch dieses wunderbare Wort von Franz Kafka: „Man muss nicht in die Hände spucken, ehe man sie faltet.“

Ein zugegebenermaßen dem leider meines Erachtens auch in kirchlich und theologischen Kreisen immer verbreiteten Machbarkeitswahn konträr gegenüberstehender Ansatz, der Beachtung verdient, weil er auf Verheißungen jenseits dieses Paradigmas gründet, und Frucht verheißt, weil er von Gott selbst initiiert ist. Dazu „ja“ zu sagen, es nachzusprechen und anzunehmen bleibt dem Menschen zu tun übrig, angesichts dessen, dass Gott schon in Jesus Christus „ja“ gesagt und also dafür alles getan hat.

Michael Trowitzschs Buch möge viele Leserinnen und Leser finden und mag dazu beitragen, dass genau diesem – in Welt, Theologie und Kirche – immer mehr Raum zugeeignet werden wird! So schließt sich denn auch die in Methodik und Standpunkt rein biblisch begründete Tour durch die Theologie Karl Barths in seiner Gegenwartsbezogenheit in der kongenialen Betrachtung diverser Bibelstellen, „...auf dass er sich aller erbarme“ in den Grundzügen der Eschatologie und im „Ruf nach vorwärts“ über die Moderne hinaus, in dem der letzte Abschnitt den Titel einer Predigt Barths aus den letzten Jahren trägt: „Meine Gnade genügt dir!“ (2 Kor 12,9), mit dem noch einmal auf Jesus Christus verwiesen wird: „Vertrauen im Übergang. Er, der das Evangelium verkörpert, wird nicht aufhören, dazusein. Man kann sich nach ihm in jeder Hinsicht in der Geschichte datieren.“

Und so hören wir den Weckruf dieser Erkundung im kirchlichen und für den kirchlichen Raum, mit dem ich schließe: „Auch geschichtlich-epochale Veränderungen der Weltstimmung und Weltverfassung ändern nichts an der Ausrichtung des prophetischen Dienstes der Kirche. Er geht auf Versöhnung mit Gott, auf Genüge in ihm, auf Nachfolge des Gekreuzigten. Theologie aber, einfach getreu im Dienst dieser Kirche, nimmt ihren Ort im Bereich eines eschatologischen Umbruchs in die Heiligkeit ein. Sie bewohnt und bedenkt genau diesen Übergang. Als Wissen von dem sehr besonderen Grenzcharakter alles Geschehens ist sie eine Art Übergangskunde, genauer: die Kunde vom Fährmann der Zeit. Jesus

Christus selber ist der Fährmann der Zeit, der Ewigkeit, des Jetzt. Er setzt über: in der Todesbrandung hinüber zum ewigen Leben, aber auch im Unheimlichen und Beängstigenden der geschichtlichen Umbrüche hinüber in neue Zeit, in neuen Atemraum, in das Gangbare und Lebbare. Er selber ist der Weg.

Er geht unerkannt voran, ist weit voraus, eine Ewigkeit entfernt, zugleich unendlich nah. Und er wendet sich plötzlich um. Ein Heute: lebenshell, nah und unbegreiflich. Ein Moment der Stille.

Dann Worte, Namen. Seine Anwesenheit, seine Gnade, heute, genügt.“

Michael Landwehr, Samedan/Schweiz

LESERBRIEF

An die Redaktion des hessischen Pfarrblattes, betrifft: Nr. 2, April 2012, S. 26, „Editorial“ – mangelnde Zeit zum geistlichen Leben

Sehr geehrte Frau Petig, sehr geehrter Herr Dietrich-Gibhardt!

Zeit zum „geistlichen Leben“ fehlt offenbar einem erheblichen Teil der Pfarrerschaft? „Erschreckend und alarmierend“ finden Sie und offenbar viele andere diesen Zustand?

Mich erschreckt bei solchen Feststellungen etwas ganz anderes. Und es lässt mich fragen: Was machen eigentlich alle, die einen Mangel an Zeit zu geistlichem Leben empfinden, mit ihrer sonstigen Zeit? Ungeistlich leben? Weltlich leben? Oder was sonst?

Das ist keine Frage der Prioritätensetzung, sondern eine Frage des Verständnisses von geistlichem Leben. Wer darin etwas sieht, was von allen sonstigen Tätigkeiten getrennt sein muss, etwa vor einer brennenden Kerze meditierend sich aller eigenen Gedanken zu entleeren, um offen zu werden für den Empfang göttlicher Eingebungen – oder mit gen Himmel gereckten offenen Händen herumzutanzten um Eins zu werden mit den Schwingungen des Universums, der braucht für Solches und Ähnliches natürlich von Alltagsbeschäftigungen getrennte Zeit. Und ich vermute, er/sie wird bald merken, dass mehr und mehr Zeit für derartige Praktiken benötigt wird, wenn das ersehnte Ziel erreicht werden soll. So gerät man sicher irgendwann in Konflikt mit alltäglichen Verpflichtungen. Aber das ist kein für das heutige Pfarrleben typischer Mangel,

sondern hier ist man esoterischen Vorstellungen auf den Leim gegangen. Dass genau dies heute offenbar in großem Maße unter Pfarrerrinnen und Pfarrern geschieht, und nicht einmal bemerkt wird: Das ist wirklich erschreckend und alarmierend!

In meinem Theologiestudium (vor heute ca. 50 Jahren) habe ich gelernt: Die Botschaft der Bibel basiert auf einem ganzheitlichen Menschenbild. Geistliches und Weltliches, Seelisches und Leibliches kann man nicht ungestraft auseinander reißen. Der starke Einfluss des Hellenismus auf des Neue Testament mag die ein oder andere Horizonterweiterung gebracht haben, hat sich im Verlauf der Kirchengeschichte aber auch schwer gerächt, muss also immer kritisch bedacht werden. Was lernt man da heute?

Dabei ist „Ganzheitlichkeit“ doch in unseren modernen Gesellschaften ein sehr hoher Wert! Da hat die biblische Botschaft wirklich einen gewaltigen Vorsprung vor anderen geistigen Strömungen! Und den will man verspielen, indem man mehr exklusiv „geistliches Leben“ wünscht, neben dem was sonst das eigene Leben füllt?

In der ersten von Luthers 95 Thesen heißt es, das ganze Leben solle ein Bußetun sein, und für ihn ist „Buße“ identisch mit geistlichem Leben. Sich auf Luther zu besinnen, gibt es ja demnächst reichlich Anlass. Bitte nutzen! Es lohnt sich!

Wenn es uns gelingt, die geistliche Dimension jeder weltlichen Tätigkeit zu entdecken, dann brauchen wir null Extrazeit für das Ausleben unserer spirituellen Bedürfnisse – eine gewaltige Entlastung! Und dennoch zugleich eine gewaltige Steigerung des Umfangs, der Intensität und nicht zuletzt der Christusgemäßheit „geistlichen Lebens“!

*Helmut Steiner
Bahnhofstraße 7, 56459 Willmenrod*

FÜR SIE GELESEN

Joachim Proescholdt, Jürgen Telschow: *Frankfurts evangelische Kirchen im Wandel der Zeit*, 422 Seiten, Societäts-Verlag Ffm. 2011, ISBN: 978-3-942921-11-4, 29,90 €

Das ansprechend gestaltete Buch beginnt sinnvoller Weise mit einer Skizze der Frankfurter Kirchengeschichte, in der die beiden Autoren, der eine als früherer Pfarrer von St. Katharinen, der andere als langjähriger Leiter der

Verwaltung des Evangelischen Regionalverbandes, auch auf eigene Erfahrungen zurückgreifen können, je näher sie der Gegenwart kommen. Beide haben sich schon früher als Angehörige des Ev. Luth. Predigerministeriums Frankfurt am Main (der früheren Kirchenleitung der ev. Kirche in Frankfurt) um die Erforschung der Frankfurter Kirchengeschichte verdient gemacht.

Auf den kirchenhistorischen Abschnitt folgt ein kunstgeschichtlicher Teil zur Geschichte des Kirchbaues, der immer wieder allgemeine Erörterungen zur Stilentwicklung an Frankfurter Beispielen konkretisiert.

Der eigentliche Hauptteil behandelt die mehr als 90 evangelischen Kirchen, die es in der wechselhaften Geschichte der Mainmetropole gibt, bzw. gegeben hat. Hilfreich ist die geographische Ordnung der Darstellung: Innerhalb des Alleerings, im Norden, Osten, Süden und Westen, und innerhalb dieser Kapitel jeweils in alphabetischer Reihenfolge. Vorangestellt ist stets ein Stadtplan des entsprechenden Gebietes. Die Abschnitte zu den einzelnen Kirchen sind reich illustriert in Schwarz/Weiß oder Farbe und bieten im Text jeweils gekonnte Präsentationen der Geschichte und Architektur, wobei den Orgeln und Glocken besondere Aufmerksamkeit gilt und abschließend immer weiterführende Spezialliteratur angegeben ist. So entstehen lebendige Bilder der Geschichte und des Aussehens der Gebäude sowie ihrer Gemeinden und insgesamt ein Mosaik der gesamten Frankfurter evangelischen Kirche. Ein allgemeines Literaturverzeichnis und Register der Abkürzungen, der behandelten Kirchen und der Namen runden das instruktive Werk ab. In einer Zeit, in der die kirchliche Landschaft im Wandel begriffen ist, bieten die beiden kompetenten Verfasser wichtige Informationen für anstehende Entscheidungen, aber auch für alle, die sich die Vielfalt des kirchlichen Lebens im evangelischen Frankfurt vor Augen führen möchten.

Dr. Martin Zentgraf

AUCH DAS NOCH ...

Ab wann ist man Kirchenmitglied?

„Gegen die Taufe unseres Kirchenmitglieds NN in Ihrer Kirchengemeinde bestehen aus unserer Sicht keine Einwände.

Dimissoriale, Bayern 2012
(aus: *Korrespondenzblatt*, April 2012)

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Ev. Gemeindeamt, Barfüßertor 34, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrerverein.

Redakteure: Pfr. Maik Dietrich-Gibhardt, Rosenstr. 9, 35096 Weimar, Tel. (0 64 21) 97 15 86; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94 / Fax (0 56 62) 67 45.

Redaktionsanschrift: Pfr. M. Dietrich-Gibhardt, Haspelstr. 5, 35037 Marburg, Tel. (0 64 21) 91 26 13 / Fax (0 64 21) 91 26 33, E-Mail: maik.dietrich-gibhardt@ekkw.de.

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de

Pfr. Kurt Rainer Klein, Pfaffenwaldstr. 21, 55288 Schornsheim, Tel. (0 67 32) 33 67; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstraße 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 602-0, Fax (0 61 51) 60 28 98; Pfr. Dierk Glitzenhirn, Walkmühlweg 7, 34613 Schwalmstadt-Treysa; Pfrin. Susanne Holz-Plo-deck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.

ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 7. 2012

Inhalt:

Editorial 54

Symposion in Hofgeismar zu Hans von Soden
Ein ‚Kirchenvater‘ von Kurhessen-Waldeck
Jochen-Christoph Kaiser 55

Pfarrer Franz Berthoud (1894–1977)
Ein Leben zwischen Anpassung und Widerstand
Gernot Schulze-Wegener 56

Theodor Dithmar (1863–1948)
Ein kurhessischer Kirchenführer
in schwierigen Kampffahren
Michael Hederich 65

Hier ist die Pforte des Himmels
Kirchenräume als heilige Orte
Wolfgang Max 67

Alltagsrelevant und gewinnbringend
Wie mit Karl Barths Theologie
heute Pfarramt zu machen ist
Michael Landwehr 70

Leserbrief 72

Für Sie gelesen 73

Persönliche Nachrichten 74

Auch das noch 75

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Postvertriebsstück D 1268 F

Gebühr bezahlt beim Postamt Frankfurt 1

Abs.: Pfarrerverein, Melsunger Straße 8 A, 60389 Frankfurt